

## **Kibb**

von Ernst Vlcek

*Nach dem Transfer des Dunkelplaneten Charon wissen es die Terraner: Das Universum besteht quasi aus zwei Seiten, die fest voneinander getrennt sind - und trotzdem zusammengehören. Moira benutzte den anschaulichen Vergleich mit einem Möbiusband, um diese Struktur des Universums zu verdeutlichen.*

*»Unsere« Seite wird Parresum genannt, die »andere« Seite Arresum. Wo auf »unserer« Seife, von Perry Rhodan als Plus-Seite definiert, kosmische Leerräume vorherrschen, sind auf der anderen Seite große Galaxienhaufen zu finden - und andersherum. Beide Seiten zeichnen sich zudem dadurch aus, daß sie gegenüber der anderen mit negativer Strangeness geladen« sind.*

*Im Arresum tobt seit Urzeiten ein grauenhafter Krieg: Moires Volk, die Ayindi, kämpft verzweifelt gegen die Angriffe der Abruse, einer für die Terraner noch völlig unbegreiflichen Macht.*

*Der fremde Raum birgt aber auch unheimliche Gefahren, was sich mittlerweile tragisch bestätigte: Die komplette Mannschaft der ODIN, die auf dem Kristallplaneten Thyssan gestrandet war, starb in weniger als fünfzig Tagen. Nur die Zellaktivatorträger überlebten. Doch bevor sich Perry Rhodan diesem Problem nähern kann, lüftet Moira eines ihrer Geheimnisse. Sie spricht über KIBB. .*

.

## *Die Hauptpersonen des Romans:*

**Moira** - Eine Ayindi, die von ihrem Volk nicht akzeptiert wird.

**Kibb** - Ein geheimnisvolles Wesen berichtet.

**Perry Rhodan** - Der Terraner stellt Bedingungen.

**Atlan** - Der alte Arkonide bleibt wieder einmal stur.

**Algaan** - Eine mißtrauische Koordinatorin.

### 1. Gegenwart:

#### Die Einladung

An Bord der BASIS herrschte Trauer. Selbst die Hamiller-Tube war pietätvoll genug, die Sorge um das eigene Schicksal und das der BASIS hintenanzustellen. Noch konnte wohl niemand so recht begreifen, wie alles hatte passieren können und warum es nicht zu verhindern gewesen war. Erschien doch der Tod von rund 500 Frauen und Männern so unsinnig und vermeidbar.

Die Mannschaft der ODIN war tot. Gestorben in einem für sie lebensfeindlichen Bereich auf der anderen Seite, der Minusseite des Universums. Im sogenannten Arresum. Es war ein sinnloser Tod gewesen, falls man überhaupt von einer sinnvollen Art, auf unmäßige Weise zu sterben, sprechen konnte.

Dabei waren die Voraussetzungen für ein Überleben relativ gut gewesen, wie sich nachträglich herausstellte. Es hatte sich gezeigt, daß die Galaktiker dem mörderischen Einfluß abrusischer Kristallstrukturen widerstehen konnten. Dies war den Ayindi nicht möglich. Die Tragik lag jedoch darin, daß die Besatzung der ODIN keine Ahnung davon hatte, daß sie, als Wesen von der Plusseite des Universums, auf der Minusseite nur etwa 45 bis höchstens 50 Tage zu leben hatten.

Das war bis zu diesem Zeitpunkt natürlich keinem Galaktiker bekannt gewesen. Als Perry Rhodan und Atlan davon erfuhren und eine Rettungsaktion für die ODIN-Mannschaft starteten, schien noch ausreichend Zeit. Durch eine Reihe widriger Umstände schmolz die Frist jedoch immer mehr, bis selbst die größten Anstrengungen der

Galaktiker und Moiras Unterstützung nicht mehr ausreichten, die Mannschaft der auf Thyssan gestrandeten ODIN zu retten.

Als die ATLANTIS den Planeten Thyssan erreichte, fand sie nur noch drei Überlebende vor: Reginald Bull, Michael Rhodan und den Mausbiber Gucky. Also war es den Zellaktivatorträgern möglich, sich länger als 50 Tage ungefährdet im Arresum aufzuhalten.

Die drei waren Augenzeugen gewesen, wie einer nach dem anderen nach kurzem Siechtum dahinstarb. Für sie hatten die Verstorbenen Namen und Schicksale. Sie hatten Mertus Wenig, dem Ara Magkue, Louis Densson, Magira Vee und den anderen bis zu deren letztem Atemzug beigestanden.

Die drei Zellaktivatorträger hatten mit den Todgeweihten gehofft und gebangt, alles versucht, ihnen zu helfen und sie am Leben zu erhalten, ohne zu ahnen, daß sierettungslos verloren waren. Denn gegen den tödlichen Einfluß der einen Seite des Universums auf Wesen der anderen Seite gab es kein Gegenmittel.

Lediglich die Unsterblichkeits-Chips schützten gegen diesen tödlichen Einfluß.

Es gab nicht wenige an Bord der BASIS, die Moira, die Ayindi überhaupt, für den Tod der ODIN-Crew mitverantwortlich machten. Denn es war Moira gewesen, die die ODIN zur Flucht vor ihrem Volk durch das Arresum trieb, ohne die Besatzung vor möglichen Folgen zu warnen. Moira hatte Perry Rhodan erst vom Problem der 45 Tage erzählt, nachdem die ODIN im Einflußbereich der Abruse verschollen war.

Die Abruse war jene Macht, gegen welche die Ayindi seit Millionen von Jahren vergeblich ankämpften. Die Abruse zerstörte alles Leben und engte den Lebensraum der Ayindi immer mehr ein. In der Gegenwart entsprach der Lebensbereich der Ayindi nur noch etwa jenem der Lokalen Gruppe beziehungsweise der Mächtigkeitsballung der Superintelligenz ES. Das hörte sich nach viel an. Nur: Die Galaxien im Arresum waren extrem lebensarm; auf kaum einer Welt konnten Lebewesen existieren.

Zum Glück zeigte sich, daß die Galaktiker vom zerstörerischen

Einfluß abrusischer Kristallstrukturen verschont blieben. Das hatten sie den Ayindi voraus. Dennoch hätte Moira die Galaktiker darüber aufklären müssen, daß sie im Arresum nur höchstens 50 Tage zu leben hatten. Dieser Meinung war die überwiegende Mehrheit auf der BASIS.

Perry Rhodan hatte versucht, für Moira Partei zu ergreifen. Er war der Meinung, daß Moira hatte schnell handeln müssen, ohne Zeit für Erklärungen. Zudem konnte selbst Atlan bestätigen, daß Moira in gewissen Bereichen Gedächtnislücken hatte. Dies gestand sie ihnen selbst ein.

Der Arkonide mußte zugeben, daß Moira verwirrt gewirkt hatte. Aber er sprach sie dennoch nicht völlig frei von einer Mitschuld am Schicksal der ODIN-Crew. Und deshalb stand Rhodan auf verlorenem Posten. Unter den gegebenen Umständen erschien es sowieso nicht sinnvoll, über dieses Thema zu diskutieren.

Inzwischen waren mehrere Mißverständnisse von seiten der Ayindi ausgeräumt. Nachdem Moira hatte beweisen können, daß die Galaktiker nicht mit der Damurial im Bunde standen, hatten die Ayindi sogar weitere 100 Rochenschiffe nach Noman geschickt, um die BASIS gegen die Quappenschiffe zu schützen. Doch das machte die Frauen und Männer der ODIN nicht mehr lebendig. Wenigstens herrschte Ruhe.

Es war wie eine Gnade des Schicksals, daß sich die Damurial-Streitkräfte vom Planeten Noman zur Randzone des Daffish-Systems zurückgezogen hatten. Diese Kampfpause war den Galaktikern willkommen.

Möglicherweise war es aber nur die Ruhe vor dem Sturm. Denn die Ennox-Boten, die stets die Lage bei der Damurial auskundschafteten, berichteten, daß die Theans rund um die Uhr konferierten und vermutlich neue Kampftaktiken ausheckten.

Die Galaktiker waren dennoch dankbar für diese Atempause, wie kurz sie auch währen mochte. Sie ließ ihnen immerhin Zeit für ihre Trauer und die Beisetzung der toten Kameraden.

In dieser Situation der inneren Einkehr meldete die Hamiller-Tube

die Annäherung eines ayindischen Rochenschiffes an die BASIS.

Gleich darauf identifizierte sich dieses als die STYX. Moira verlangte, an Bord kommen zu dürfen und mit Perry Rhodan zu sprechen.

Es war der denkbar ungünstigste Zeitpunkt für einen Besuch der Söldnerin. Aber Moira bestand auf dieser Zusammenkunft.

»Es handelt sich um eine Sache von existentieller Bedeutung«, begründete sie ihre Forderung.

\*\*\*

Moira akzeptierte Perry Rhodans Bedingungen. Sie hatte nichts dagegen, daß ihr Gespräch von der Schiffsleitung mitgehört und von der Hamiller-Tube mitgeschnitten wurde. Sie hatte doch keine Geheimnisse!

Aber sie bestand darauf, nur ihm und Atlan persönlich gegenüberzutreten. Moira empfahl zudem, daß auch Mila und Nadja Vandemar, die Zwillingsschwestern mit »ganz besonderer Begabung«, zugegen sein sollten.

Die beiden Frauen lehnten dies ohne Begründung ab. Perry Rhodan ahnte einen Grund. Immerhin waren die Zwillingsschwestern zusammen mit Alaska Saedelaere fast vier Jahre gegen ihren Willen an Moira gebunden gewesen. Was sie tatsächlich alles erlebt - und auch mitgemacht - hatten, darüber schwiegen die Zwillinge und Alaska weitestgehend.

Die STYX landete auf der BASIS. Eine Eskorte empfing Moira und führte sie in den Besprechungsraum im Kommandosektor, wo Perry Rhodan und Atlan sie erwarteten.

Moira trat ohne jegliche Tarnung auf. Sie verzichtete selbst auf das energetische Visier. Ihre Haltung war leicht gebeugt, der Kopf gesenkt, so daß ihr einige der aus ihrem Helm baumelnden Zöpfe ins Gesicht fielen. Dabei verursachten sie das bekannte kratzende Geräusch.

Moira hatte als einzige Ayindi so etwas wie Haare. Einen Grund dafür nannte sie nicht. Sie wollte über dieses Thema nicht einmal reden.

Moira versuchte, durch ihre geduckte Haltung einen niedergeschlagenen Eindruck zu erwecken, um so zu zeigen, daß sie auf die Gefühle der Galaktiker Rücksicht nehmen wolle. Aber das gelang ihr nicht so recht. Ihre Haltung wirkte nicht aufrichtig, die zur Schau gestellte Anteilnahme geschauspielert.

»Gib dir keine Mühe, Mitgefühl zu heucheln«, sagte Atlan zu ihrem Empfang. »Wir wissen, daß dir der Tod der fünfhundert Männer und Frauen nicht nahegeht. Du stehst mit dem Tod auf du und du, du hast ihn tausendfach gesät. Erspar uns also diesen peinlichen Auftritt. In meinen Augen bist du ohnehin nur eine Mörderin, mehr nicht.«

Moira erwiderte irgend etwas in ihrer Muttersprache. Sie sagte es in seltsam verklärtem und irgendwie tröstend klingendem Ton. Da Atlan und Rhodan im Moment keine Translatoren bei sich hatten, die mit dem Aylos, der Sprache der Ayindi, gespeichert waren, bekamen sie Moiras Worte nicht übersetzt.

»Was war das eben?« erkundigte sich Atlan. »Was hast du gesagt?« »Ich habe nichts gesagt«, erklärte Moira voll unschuldiger Überzeugung.

Atlan winkte ab.

»Nun, ich nehme an, es handelte sich wohl nur um irgendwelchen scheinheiligen Schmus.«

»Du tust Moira unrecht, Arkonide«, sagte die Ayindi mit immer noch gesenktem Haupt.

Während des Sprechens ließ sie sich auf die Knie sinken, um sich der Größe der beiden Galaktiker anzupassen. Sie sah kurz zu Rhodan hinüber. Dann fuhr sie fort:

»Es ist nur so, daß Moira keine ist, die in Sachen Kondolenz geübt ist. Es stimmt, daß Moira früher, während ihrer Jagden durchs Parresum das Leben nicht viel bedeutete. Eure Seite des Universums ist so voll davon, sie bietet es im Übermaß und in unzähligen Variationen. Man begegnet ihm auf Schritt und Tritt, und selbst wenn man es pflückt und knickt, wird es nicht dezimiert. Es vermehrt sich uferlos und wuchert förmlich weiter. Moira konnte wildern und ihre Galerie der Erinnerung bedenkenlos mit Trophäen des Lebens füllen.«

Moira machte eine kurze Pause, bevor sie in geändertem, ernsterem Tonfall fortfuhr:

»Doch diese Einstellung hat sich mit der Rückkehr zu ihrem Volk geändert. Denn während das Parresum vor vielfältigem Leben überquillt, ist das Arresum so arm an diesem so kostbaren Stoff. Die Ayindi sind die einzige bekannte intelligente Lebensform auf dieser Seite des Universums. Und diese wird von der Abruse in ihrer Existenz bedroht. Diese Erkenntnis hat Moira gewandelt. Seit diesem Augenblick ordnet sie dem Leben den richtigen Stellenwert als höchstes und kostbarstes Gut des Universums zu. Der Tod der Galaktiker von der ODIN tut Moira leid. Sie macht sich auch Selbstvorwürfe, daß sie ihn nicht verhindern konnte. Aber andererseits wäre es ungerecht, sie dafür verantwortlich zu machen. Tatsächlich hatte Moira keine Chance, das Unglück abzuwenden.«

Atlan wandte sich schnaubend ab und verdrehte die Augen.

Rhodan hob abwehrend die Hände und sagte:

»Schon gut, Moira. Wir akzeptieren deine Erklärung, auch wenn die Begründung für deine Schuldlosigkeit nicht ganz einleuchtend ist. Immerhin hast du von Anfang an gewußt, daß Galaktiker im Arresum nur kurzfristig überleben können. Darauf hättest du uns und die Mannschaft der ODIN vor der Flucht hinweisen müssen.«

»Die Sache liegt etwas anders«, erwiderte Moira. »Zu diesem Zeitpunkt wußte Moira nicht alles, worüber sie jetzt informiert ist. Moira hätte euch ebensogut über die Abruse und ihre lebensfeindlichen kristallinen Strukturen aufklären müssen. Aber das kam ihr einfach nicht in den Sinn. Das Wissen darüber lag für Moira gewissermaßen hinter einem Nebel des Vergessens. Die Erinnerung strömte ihr nur allmählich und bruchstückhaft zu. Das hängt mit Moiras Erinnerungslücken zusammen, die sie euch nie so recht eingestanden hat.«

Atlan betrachtete die Ayindi mißtrauisch. Er hatte schon von dem Zeitpunkt an, als sie ins Arresum verschlagen wurden, den Eindruck gehabt, daß irgend etwas mit Moira nicht mehr stimmte. Sie schien gelegentlich verwirrt und von Gegebenheiten überrascht, die ihr

eigentlich hätten vertraut sein müssen.

Später hatte Atlan dies auf Erinnerungslücken zurückgeführt. Das war eine plausible Erklärung. Aber nun sah es so aus, daß Moira diese Gedächtnislücken als Ausrede benutzte, um sich von jeglicher Schuld reinzuwaschen.

»Machst du dieses Geständnis nicht nur, weil es dir in dieser Situation gerade in den Kram paßt, Moira?« fragte Atlan.

Moiras Kopf fuhr ruckartig hoch. Ihre violetten Augen richteten sich durchbohrend auf den Arkoniden.

»Was für ein Geständnis?« fragte die Kriegerin scharf. »Was soll ich gestanden haben?«

»Du hast dich offensichtlich auf deine Gedächtnislücken herauszureden versucht«, sagte Atlan.

Er war leicht verwirrt über Moiras Zerstreutheit. Sie tat gerade so, als könne sie sich plötzlich nicht mehr daran erinnern, was sie einen Augenblick zuvor gesagt hatte.

»Was treibst du für ein Spielchen mit uns, Moira?« hakte der Arkonide nach.

Die Ayindi starre ihn nur aus ausdruckslosen Augen an, als sei sie mit ihren Gedanken weit, weit fort. Als sie sprach, klang es wie ein Selbstgespräch:

»Moira ist dabei, die letzten Schleier ihres letzten Geheimnisses zu lüften. Doch dabei muß sie vorsichtig, Schritt um Schritt vorgehen. Sie darf die Mauern nicht einfach im Sturm niederreißen. Das könnte ihr schaden ...«

Rhodan wollte etwas sagen, aber Atlan gebot ihm mit einer Handbewegung Schweigen.

»Von welchem letzten Geheimnis sprichst du, Moira?« fragte der Arkonide. Er hatte das Gefühl, daß Moira sich im Augenblick nicht völlig unter Kontrolle hatte und er ihr etwas entlocken konnte, das sie unter anderen Umständen nie verraten hätte. »Du hast einmal gesagt, daß dich *jenes vor* der Verdummung durch den Schwarm bewahrt hat, was dich auch unsterblich macht. Erinnerst du dich, Moira? Hat dies mit deinem Geheimnis zu tun?«

»Eine solche Äußerung hat Moira nie getan«, behauptete die Ayindi.  
»Das kann ich nicht gesagt haben.«

»Wer hat es dann gesagt?« bohrte Atlan weiter. »Die Worte kamen jedenfalls aus deinem Mund.«

»Das kann nie und nimmer stimmen«, zeigte sich Moira immer noch stur. »Moira war gegen die Verdummung einfach immun. Das ist alles.«

»Als du uns deine Geschichte erzähltest, hast du diesem Umstand aber besondere Bedeutung beigemessen, Moira«, beharrte Atlan.

»Laß das, Atlan«, schaltete sich Rhodan ein. »Moira ist nicht zum Verhör hier. Ich meine auch, daß man sie kaum für den Tod der ODIN-Crew anklagen kann. Immerhin hat sie alles darangesetzt, unsere Leute doch noch zu retten.« Er wandte sich an die Ayindi, die völlig reglos vor ihnen kauerte und wie abwesend ins Leere starrte.  
»Was ist das für eine existenzwichtige Sache, wegen der du uns aufgesucht hast, Moira?«

Die Ayindi entspannte sich. Sie schüttelte das mächtige Haupt, daß ihr die Haarpracht ums Gesicht wehte.

»Das mit der Immunität gegen die, Verdummung, das war doch wirklich nichts Besonderes«, sagte sie leichthin. Dann wandte sie sich Rhodan zu und sagte ernst: »Moira ist in offiziellem Auftrag ihres Volkes hier.«

Atlan warf Rhodan einen fragenden Blick zu, um damit seine Verwunderung über Moiras wechselhaftes Verhalten zu unterstreichen. Rhodan glaubte zu wissen, wie der Arkonide das meinte.

Es kam immer wieder vor, daß Moira von sich in der dritten Person sprach. Und zuletzt hatte das ebenso unverbindlich wie früher geklungen. Aber zuvor hatte es sich angehört, als spreche sie tatsächlich über jemand anders. Oder, deutlicher ausgedrückt: Als spreche jemand anders als Moira aus ihr! Jemand, für den Moira eigentlich eine andere Person war!

Ungeachtet der beiden Galaktiker fuhr Moira fort:

»Man hat mich beauftragt, mindestens zwei entscheidungsberechtigte Zellaktivatorträger zu einer Unterredung mit führenden Vertretern meines Volkes ins Arresum zu bringen. Damit seid ihr beide gemeint. Ich

persönlich hätte noch gerne Mila und Nadja dabeigehabt. Beide Frauen sind überaus begabt. Aber die wollen offensichtlich nicht. Das ist schade, aber nicht weiter schlimm. Ich bitte euch im Namen meines Volkes, mich ins Arresum zu begleiten und euch anzuhören, was unsere Verantwortlichen euch zu sagen haben. Die Kampfpause ist eine günstige Gelegenheit. Wer weiß, wann sich wieder eine solche bietet. Ihr werdet im Moment nicht gebraucht. Diese Angelegenheit duldet keinen Aufschub. Werdet ihr mich begleiten?«

»Kommt darauf an«, sagte Rhodan. »Worum geht es?«

»Ich möchte nicht voreilen«, wischte Moira aus. »Aber soviel kann ich euch verraten: Mein Volk hat den Zellaktivatorträgern ein großzügiges Angebot zu machen. Es handelt sich um ein einmaliges Geschenk.«

»Warum nur ausschließlich uns Zellaktivatorträgern?« fragte Atlan. »Das hat grundsätzlich damit zu tun, daß ihr Galaktiker gegen abrusische Kristallstrukturen weitestgehend gefeit seid«, erwiderte Moira. »Das. haben alle Galaktiker und vermutlich alle Wesen des Parresums uns Ayindi voraus. Aber während normale Sterbliche das Handicap der fünfundvierzig Tage haben, könnt ihr Unsterbliche euch anscheinend unbegrenzt im Arresum aufhalten. Ihr seid außer mir die einzigen Wesen, die auf beiden Seiten des Universums unbegrenzt lebensfähig sind. Ich habe euch gegenüber jedoch den Nachteil, daß ich dem Einfluß abrusischer Kristalle unterliege.«

»Wie kannst du da so sicher sein?« fragte Atlan spöttisch. »Hast du's schon ausprobiert?«

»Lieber nicht«, antwortete Moira, ohne auf den Spott einzugehen. »Ich hätte nur einen einzigen Versuch. In diesem einen Punkt gestehe ich mir lieber eine Schwäche ein, als mir Gewißheit auf drastische und unwiderrufliche Weise zu verschaffen. Ich setze einfach voraus, daß ich gegen die Abruse nicht immun bin.«

»Es tut gut, von dir zu hören, daß wir der unüberwindlichen Kriegerin zumindest in einem Punkt überlegen sind«, sagte Atlan zufrieden. »Dieses Eingeständnis macht dich für mich ein wenig sympathischer, Moira.«

Rhodan wartete das Ende dieser Diskussion zwischen Atlan und Moira ab, dann sagte er:

»Indem du die besondere Veranlagung von uns Zellaktivatorträgern hervorhebst, gibst du zu, daß die Ayindi eher etwas von uns wollen, als uns etwas zu geben. Warum sagst du das nicht klipp und klar, Moira?«

»Weil es nicht ganz so ist, wie du es darstellst«, erwiderte Moira. »Die Wahrheit ist die, daß ihr den Ayindi eine große Hilfe sein könnt. Aber auch die Ayindi haben euch einiges zu bieten. Der tragische Vorfall mit der ODIN hat eure Grenzen deutlich aufgezeigt. Hätte die ODIN eine bessere Ausrüstung gehabt, wäre es nie soweit gekommen. Die Ayindi können mit technischer Unterstützung das Unglück nicht rückgängig machen. Aber sie können euch für die Zukunft wappnen.«

Rhodan mußte zugeben, daß dies ein interessanter Aspekt war. Er stellte sich vor, daß die Mannschaft der ODIN noch leben könnte, wenn das Schiff einen der STYX vergleichbaren Antrieb gehabt hätte. Oder wenn irgendeines der galaktischen Schiffe mit einem solch schnellen Antrieb ausgerüstet gewesen wäre.

Dann wäre eine Rettungsaktion ein Kinderspiel gewesen. Der Faktor Zeit hätte überhaupt keine Rolle gespielt.

Er versuchte diese schmerzlichen Gedanken zu verdrängen und versetzte:

»Das klingt in der Tat nicht uninteressant. Ich meine, wir werden das Angebot der Ayindi annehmen und dich begleiten, Moira. Was denkst du, Arkonide?«

Atlan war einverstanden. Die Aussicht, die ayindische Technik näher kennenzulernen, faszinierte ihn. Er hatte nur eine Frage:

»Welche Rolle ist uns beiden eigentlich zugeschrieben?«

»Ihr seid die Versuchskaninchen, was sonst?«, meinte Moira, ganz die alte, lachend.

\*\*\*

Nachdem sich Perry Rhodan und Atlan mit den anderen Zellaktivatorträgern besprochen hatten und keine Einwände, nicht

einmal von der Hamiller-Tube, vorgebracht worden waren, gingen sie an Bord der STYX. Die beiden Galaktiker hatten jene SERUNS angelegt, deren Translatoren Moira nach ihrer Flucht von Charon mit dem ayindischen Aylos gespeichert hatte. Mittlerweile hatten sie Aylos aber auch auf alle Syntrons und Translatoren an Bord übertragen. Weiterer Vorbereitungen bedurfte es nicht. Moira versprach, daß Perry Rhodan und Atlan in spätestens zwei Wochen wieder wohlbehalten zurück sein würden.

Moira brachte sie ohne große Gesten in ihr »Allerheiligstes«, die kugelförmige Kommandozentrale im Mittelpunkt ihres Schiffes. Wiederum stellte sie ihnen körpergerechte Sitze aus Formenergie zur Verfügung, die sie scheinbar aus dem Nichts erzeugte.

Sie selbst nahm in ihrem frei im Raum beweglichen Kommandositz Platz, von dem aus sie alle Schiffsfunctionen durch Gedankenbefehle steuern konnte.

Rhodan und Atlan erlebten Start, Flug und Transitionsmanöver hauptsächlich mit. Die Wände der Kommandokugel schienen transparent zu werden, so daß sie fast glaubten, mitten im All zu schweben.

Die BASIS tauchte unter ihnen weg, gleich darauf füllte der Passageplanet Noman ihr Gesichtsfeld, und nur Sekunden später glitten sie in schrägem Winkel durch das Transitionsfeld - und fanden sich über dem 21. Planeten Caarim des Aarium-Systems wieder. Auf der Minusseite des Universums.

Es schien die einfachste Sache von der Welt zu sein, zwischen den verschiedenen Seiten des Universums zu pendeln. Doch Rhodan und Atlan ahnten bereits, welche Anstrengungen und welcher technischer Aufwand notwendig waren, die n-dimensionale Trennschicht zwischen Parresum und Arresum zu durchdringen. Immerhin hatten sie, wenn auch unwissentlich und ungewollt, durch die Zeugung der Spindelwesen ihren Beitrag zur Öffnung der Übergänge von einer Seite auf die andere geleistet.

Moira hielt sich nicht lange im Aarium-System auf. Sie meldete in ihrer Muttersprache bei der Koordinatorin des Planeten Caarim, daß sie mit den beiden Unsterblichen nach Ruulem fliegen werde.

»Ich werde Algaan Bescheid sagen«, war alles, was die Koordinatorin Iaguul darauf zu sagen hatte.

Während Moira im Unterlichtflug aus dem Passagesystem flog, ließ sie auf den Wänden der Hohlkugel ein wirklichkeitsgetreues Modell des Einundzwanzig-Planeten-Systems entstehen. Der Zweck dieser Übung blieb unklar, aber die beiden Galaktiker genossen das realistische Gefühl, durch das Sonnensystem zu eilen und von der beschleunigten Rotation der Himmelskörper erfaßt zu werden. Als sie durch den Asteroidengürtel zwischen dem siebten und achten Planeten jagten, fragte Perry Rhodan:

»Hast du deine Erinnerung so weit zurück, daß du weißt, wodurch der Asteroidengürtel entstanden ist, Moira? Ich meine, wie es zur Explosion des Planeten Oosinom gekommen ist, der hier einmal existierte?«

»Den Asteroidengürtel hat es schon immer gegeben«, antwortete Moira. »Zumindest hat er zu *meiner Zeit* längst existiert. Ich weiß aber nicht, wie lange schon.«

»Erinnerst du dich inzwischen an die Zeit vor deiner Emigration ins Parresum, Moira?« wollte Perry Rhodan wissen.

»Ihr werdet dreist«, sagte Moira zornig und vollführte mit ihrem Kommandosessel eine weite Schleife durch die Zentrale, um sich von den beiden Galaktikern abzusetzen. »Ihr tut gerade so, als sei Moira wegen ihrer partiellen Amnesie zu bemitleiden.«

Danach entstand ein kurzes Schweigen. Plötzlich sagte Moira irgend etwas in ihrer Muttersprache. Es klang identisch mit dem, was sie an Bord der BASIS in Ayllos von sich gegeben hatte. Diesmal trugen die beiden Galaktiker jedoch ihre Translatoren, so daß sie erfuhren, was diese Worte bedeuteten.

Die Translatoren übersetzten das Gesagte folgendermaßen:

»*Sie kommen wieder. Sie sind nur auf die andere Seite gegangen.*« »Was willst du damit sagen?« erkundigte sich Rhodan mit leichtem Unbehagen. Er glaubte, die Bedeutung dieses Spruches zu erahnen.

»Es ist nichts von Bedeutung«, tat Moira leichthin. »Nur so ein

Spruch aus Moiras Kindheit. Jawohl, auch die alte Moira war mal ein zartes Kind. Moira hatte *eine* gute; aber überaus strenge und kalte Kinderstube ...«

## 2. Zu Moiras Zeit: »Sie kommen wieder.«

Moiras Tag hatte zuerst nur drei Stunden.

Sie war damals vermutlich fünf.

So genau konnte sie das aber nicht sagen, weil sie während ihrer ganzen Ausbildungszeit ihr wahres Alter nie erfuhr. Sie wurde auch nicht über ihre Zeugung und ihre Geburt aufgeklärt. Diese Dinge gehörten zum Unaussprechlichen. Darüber verlor man keine Worte. Erst als ihre Ausbildung abgeschlossen war, erfuhr sie, daß dies mit 60 Jahren geschah.

Auch das Geschlecht war kein Thema. Ayindi waren eben weiblich. *Darra* war die erste Stunde nach dem Erwachen. Sie diente der Reinigung und der inneren Vorbereitung auf den Tag.

*Misa* war die Stunde der Meditation und des Lernens. Es war der wichtigste Tagesabschnitt, in dem die jungen Novizinnen Selbstbeherrschung lernten und neues Wissen erhielten. Mit zunehmendem Alter würde *Misa* mehrfach in weitere Disziplinen und Stunden von verschiedener Länge unterteilt; je nach Komplexität des Sachgebietes.

Und *Tilam* war die Stunde des Erkennens und der Selbstprüfung. Es war die kurze Zeit, in der sich die Novizin aus dem Gehörten eine eigene Meinung zu bilden hatte, bevor sie sich zur Ruhe begab.

Danach wurde die Novizin in künstlichen Tiefschlaf versetzt, um sich von den Strapazen des Tages zu erholen. Der künstliche Tiefschlaf war notwendig, weil junge Ayindi noch nicht gelernt hatten, den Stress des Tages abzubauen, einfach abzuschalten und innere Ruhe zu finden. Das fiel manchen auch später schwer. Es soll schon vorgekommen sein, daß selbst ausgewachsene Ayindi sich in ihrem Tatendrang bis zur totalen Erschöpfung verausgabten und sich so selbst in den Tod trieben.

Als Moira ihrer Lehrerin Diliba mit anderen achtundvierzig Novizinnen zum erstenmal gegenüberstand, erschien sie ihr riesig und furchteinflößend. Diliba sah die Schar der Frischlinge aus kalten, violett leuchtenden Augen an, schien sie mit ihren Blicken durchbohren zu wollen.

Sie sagte zur Begrüßung nur einen Satz:

»Ich werde aus euch aufrechte, unerschrockene Kriegerinnen machen.« Und dann begann der Drill. Das sah anfangs alles nach Spaß aus, denn Diliba ließ die Novizinnen in Zweiergruppen gegeneinander raufen und so ihren natürlichen Aggressionstrieb austoben. Als Moira keine Partnerin fand, weil sie gewissermaßen als neunundvierzigste übrigblieb, bot sich ihr Diliba zum Trainieren an.

Die Ausbilderin legte sich entspannt auf den Boden und ermunterte Moira, sie zu attackieren. Nachdem Moira ihre Hemmungen abgelegt hatte, begann es ihr Spaß zu machen, gegen die scheinbar wehrlose Riesin anzurennen, auf ihr herumzutollen und auf sie einzudreschen. Obwohl Moira ihre ganze kindliche Kraft in die Attacken legte, wurde sie von Diliba mit spielerischer Leichtigkeit auf Distanz gehalten.

Was aus der Not geboren war, wurde zur wichtigsten Erfahrung in Moiras Leben. Der verbissene Kampf gegen eine schier übermächtige Gegnerin machte sie bald zur Stärksten ihres Jahrganges. Und Diliba zu ihrem Idol, das sie abgöttisch verehrte, obwohl Diliba sie den anderen gegenüber keineswegs bevorzugte.

Im Gegenteil, sie beurteilte Moira stets kritischer als die anderen und bestrafte sie für Verfehlungen härter. Aber gerade diese übergerechte Strenge prägte Moiras Persönlichkeit und stählte ihre Widerstandskraft.

Was Moira war und wurde, verdankte sie Diliba. Ihre Lehrerin war ihr warm strahlender Stern in einem kalten, metallenen Universum. In einer Welt, die zuerst nur aus kahlen Räumen und endlosen, ineinander verschlungenen Korridoren bestand - und aus einer nur körperrgroßen Schlafnische. Und deren Tag in wenig abwechslungsreiche Stunden unterteilt war, die sich immer wiederholten.

Die einzige Abwechslung im Tagesablauf war, wenn wieder einmal

eine Stunde hinzugefügt wurde beziehungsweise der Tagesabschnitt Misa wieder einmal unterteilt wurde. Aber das dauerte manchmal Jahre.

Darra und Tilam änderten sich nie. Nur das Ritual, mit dem die Stunde nach dem Erwachen und die Stunde vor dem Schlafen begangen wurden, war Veränderungen unterworfen. Es war schließlich etwas anderes, ob man zu Misa nur herumgetollt und seinen Aggressionstrieb abgebaut hatte oder ob man sich mental mit der Simulation von abrusischen Kristallstrukturen auseinandersetzen mußte.

Moira war wohl acht, als sich ihr Tag um die Stunden *Lenek*, *Pehan* und *Apus* verlängerte. Zu *Lenek* ging es um das Trainieren spontaner Körperreaktionen, und *Apus* diente der Ausprägung von Körperreflexen. Beide Disziplinen waren dem Grundkurs Misa sehr ähnlich und waren zur Körperertüchtigung da.

Mit der Stunde *Pehan* verhielt es sich dagegen völlig anders. Sie diente, global ausgedrückt, der Erweiterung des geistigen Horizonts.

Zu *Pehan* erfuhren die heranreifenden Novizinnen, in welcher Welt sie eigentlich lebten.

Schon zur ersten *Pehan* führte Diliba ihre Schützlinge zum erstenmal aus dem Schulungsgebäude hinaus ins Freie. Moira und ihre Mitschülerinnen waren völlig unvorbereitet, als sie plötzlich keine das Sichtfeld beengende Decke mehr über dem Kopf hatten und unter freiem Himmel standen.

Sie sahen ihr bisheriges Universum als mächtigen metallenen Bunker hinter sich aufragen. Rings um sie weitere Bunkeranlagen. Aber über ihnen die endlose Weite. Das Tor zur Ewigkeit.

Diliba bestieg mit ihnen einen Gleiter und flog hinaus in die weite Welt, die Thyssan hieß. Diliba umrundete mit ihren Novizinnen den Planeten an diesem Tag einmal, bevor sie mit ihnen zu Tilam in den Bunker zurückkehrte. Obwohl sie nicht viel mehr als endlos aneinandergereihte Bunkeranlagen zu sehen bekommen hatten, war dies für diesen Lebensabschnitt ein einmaliges Erlebnis.

Damals lernte Moira aus der Ferne zum erstenmal andere Lebewesen kennen: die Barayen. Kleine, zerbrechlich wirkende

Geschöpfe, die wie die Ayindi aufrecht auf zwei Beinen gingen. Sie wirkten aus der Höhe wie emsige Insekten.

»Sie sind neben uns die einzigen Intelligenzen des Arresums«, erklärte Diliba dazu nur.

Nach dieser Exkursion konnte Moira keine Ruhe finden, keine geordneten Gedanken fassen; sie war froh, als der künstliche Tiefschlaf sie übermannte.

Zu Darra erging es ihr ähnlich. Sie war so aufgewühlt, daß sie um künstliche Ernährung bitten mußte. So und ähnlich erging es ihr und den anderen Novizinnen in weiterer Folge Tag für Tag. Es schien fast, als hätten sie zu kämpfen verlernt. Lenek und Apus wurden lustlos wie eine lästige Verpflichtung absolviert. Alle fieberten sie Pehan entgegen, um das neue Wissen über ihr wahres Universum zu erfahren, das so grenzenlos schien und dennoch so eng begrenzt war.

Doch das erfuhren die Novizinnen erst nach und nach. Am Ende dieses Kursus stand die bittere Erkenntnis, daß das Universum der Ayindi in Wirklichkeit eine vergleichsweise winzige Enklave war, die beständig schrumpfte. Von einer lebensfeindlichen Macht aufgefressen wurde, die Abruse hieß.

Die Abruse wurde zu Moiras Alptraum, der sie bis in den künstlichen Tiefschlaf verfolgte und zu keiner Stunde des Tages mehr losließ.

Aber auch dieses Gespenst verlor allmählich seinen Schrecken. Die Abruse wurde Teil von Moiras Alltag, zu ihrem Feindbild, dessen Bekämpfung sie ihr Leben widmen wollte.

Moiras Tag hatte bereits acht Stunden, als sie sich ein erstes abgerundetes Weltbild erschaffen hatte. Damals wußte sie freilich noch nicht, daß sie dieses noch etliche Male würde erneuern und ergänzen müssen.

\*\*\*

Niemand konnte zu Moiras Zeit mehr sagen, woher die Abruse kam und welche Ausdehnung sie tatsächlich hatte. Als die Ayindi vor vielen

Jahren darangegangen waren, das Weltall zu erobern, waren sie plötzlich in allen Richtungen auf unüberwindliche Grenzen gestoßen. Versuche, sich über diese Barrieren hinwegzusetzen, hatten die Ayindi jeweils mit ihrem Leben bezahlen müssen. Sie mußten zudem erkennen, daß es sich hier nicht um eine physikalische Grenze handelte, sondern daß diese von einer Macht gesteckt worden war, die alles Leben fraß und es durch entartete kristalline Strukturen ersetzte.

Diese Macht bekam den Namen Abruse. Und seit damals ist es die Abruse, die nicht nur die weitere Expansion der Ayindi verhinderte, sondern ihren Einflußbereich immer mehr einengte.

Zu Moiras Zeit besaß dieser Einflußbereich noch einen Durchmesser von etwa fünf Millionen Lichtjahren. Wie groß er in den Anfängen gewesen war, darüber gingen die Meinungen auseinander. Fest stand, daß die Abruse aber schon damals eine unermeßliche Ausdehnung gehabt und das im Entstehen begriffene Sternenreich der Ayindi völlig umschlossen hatte.

»Uns sind drei Erscheinungsformen der Abruse bekannt«, erläuterte Diliba ihren Novizinnen und untermalte ihre Worte durch eindrucksvolle Bilddokumente. »In der für uns primären Erscheinungsform handelt es sich um Raumschiffe von kristalliner Struktur, deren unterschiedliche Größe in etwa unseren Raumschiffen entspricht. Diese Schiffe sind unser direkter Feind. Obwohl wir längst wirksame Waffen zum Abschuß dieser Kristallobjekte entwickelt haben, gelingt es ihnen weiterhin, unsere Abwehrreihen zu durchbrechen und unsere Lebensbereiche mit ihrer abrusischen Saat zu infizieren. Wenn wir auch achtzig von hundert Kristallschiffen abschießen, reichen die zwanzig verbliebenen, um mit ihrer Ausstrahlung alles Leben in ihrem Umkreis zu vernichten. Einmal von diesen Kristallschiffen besetzte Planeten können nicht mehr zurückerobert werden. Sie kristallisieren selbst, und die Saat des wahren Lebens kann auf ihnen nicht mehr aufgehen. Damit sind wir bei der zweiten uns bekannten Erscheinungsform der Abruse. Lebenswelten, die von abrusischen Kristallen erobert wurden, werden selbst in kristalline Formen umstrukturiert. Danach kann darauf kein

Lebewesen, weder Tier noch Pflanze mehr existieren. Es bilden sich höchstens kristalline Pseudolebewesen heraus.«

Von jenen Welten, die von abrusischen Kristallstrukturen erobert und überwuchert worden waren, gab es keine Originalaufnahmen, sondern nur Simulationen. Denn, so erklärte Diliba, alle Versuche, selbst robotisches Gerät in derart verseuchte Regionen einzuschleusen, scheiterten daran, daß sie der verderblichen Ausstrahlung der Kristalle erlagen.

Auch von der dritten, der schwächsten und dennoch nicht ungefährlichen Erscheinungsform der Abruse gab es keine Originalaufnahmen. Denn auch davon ließen sich keine wirklichkeitsgetreuen Aufnahmen machen, weil es sich dabei nur um abstrakte und fiktive Abbilder des Unwirklichen handelte. Man konnte sie höchstens in durch komplizierte Berechnungen erstellte Simulationen bannen.

»Bei der dritten und schwächsten Erscheinungsform der Abruse handelt es sich um Projektionen, die jederzeit und überall, an *jedem Ort*, und selbst hier, in diesem Raum, in Erscheinung treten können«, erklärte Diliba ihren entsetzten Novizinnen.

Sie fügte rasch hinzu: »Diese pseudomateriellen Projektionen können keinen direkten Schaden anrichten. Sie haben keine verderbliche Ausstrahlung, und sie können in keiner anderen Weise irgendwelche Veränderungen bewirken. Sie scheinen zwar optisch real, sind tatsächlich aber nicht materiell. Da an diesen Erscheinungen keine seriösen Untersuchungen vorgenommen werden können, liegen auch keine brauchbaren Ergebnisse darüber vor. Wir müssen uns daher auf Vermutungen beschränken. So sind wir zu dem Schluß gekommen, daß es sich bei diesen Erscheinungen gewissermaßen um >Spion-Inseln<, handelt, über welche die Abruse die Lage in Gebieten auskundschaften kann, auf die sie sonst keinen Einfluß oder Zugriff hat. Und das kann an jedem Punkt unseres Gebietes sein.«

Diliba machte eine kurze Pause, bevor sie hinzufügte:

»Sollte es der Abruse einmal möglich sein, solche Manifestationen von sich materiell zu gestalten, dann wäre dies unser endgültiges Ende. Aber noch ist es nicht soweit. Und darum dürfen wir hoffen und

müssen weiterkämpfen!«

Nach diesem Vortrag wandte sich Moira an ihre Lehrerin.

»Das Gehörte ist erschreckend, es läßt kaum Hoffnung für die Zukunft aufkommen«, sagte Moira. »Dennoch ist die Abruse für mich keine greifbare Gefahr. Ich weiß nicht, was ich mir unter diesem Begriff vorstellen soll.«

»Mit diesem Problem stehst du nicht alleine da«, sagte Diliba. »Aber vielleicht hilft dir ein Denkmodell. Wir gehen davon aus, daß die Abruse irgendwo einen Ursprung gehabt haben muß, von welchem Ort aus sie sich ausdehnte. An diesem Punkt maximaler Konzentration existiert die Abruse vermutlich auch in der Gegenwart in ihrer ursprünglichen Form. Wenn es dir hilft, kannst du der Abruse jede beliebige Gestalt geben, ebenso eine beliebige imposante Größe. Tatsächlich gibt es Grund zu der Annahme, daß die Abruse in ihrem Hoheitsgebiet sich auch auf vielfältige Weise körperlich manifestieren kann. Wir nennen diese unbewiesenen Körpermanifestationen schlicht >Kommandanten<, weil wir vermuten, daß sie die Kristallflotten anführen.«

Diliba unterbrach ihre Erläuterungen, als sie sah, daß Verzweiflung von Moiras Mienenspiel Besitz ergriffen hatte.

»Was ist?«

»Es gelingt mir nicht, mir die Abruse körperlich vorzustellen. Ich ... bin außerstande, ihr eine Form zu geben. Ich kann sie mir doch nicht als Ayindi oder als Barayen vorstellen!«

»Natürlich nicht«, sagte Diliba verständnisvoll und berührte Moira sanft am kahlen Hinterkopf. »Ich weiß, unser Lebensbereich ist sehr karg an Lebensformen. Aber es gibt einen Ort, der quillt förmlich vor Leben über. Du wirst darin Einblick nehmen dürfen. Das wird deine Phantasie beflügeln. Doch damit wirst du dich noch bis zur Einführung der Stunde Parr begnügen müssen.«

Diliba hielt kurz inne. »Es gibt eine Theorie, die von den meisten Wissenschaftlerinnen unseres Volkes geteilt wird«, sagte sie dann. »Leider fehlen uns bisher die Beweise dafür. Die Wissenschaftlerinnen glauben, daß es sich bei der Abruse um ein intelligentes Wesen handelt,

das sich ausbreitet - deshalb sprechen wir von ihm in der Einzahl, nicht in der Mehrzahl. Es muß also irgendwo einen Kern der Abruse geben, weit entfernt von uns. Von dort aus wird alles gesteuert.«

»Wir können das nicht wissen, weil keine von uns in dieses Gebiet vorstoßen kann ...«, murmelte eine andere Novizin.

»Richtig. Es gibt eine philosophische Denkart, die auf der wissenschaftlichen Theorie aufbaut: Nach dieser ist die Abruse das Böse schlechthin, das unser Universum zerstören will, die negative Seite unseres Seins. Wir sind die andere Seite, und unsere Aufgabe ist es, das Böse zu bekämpfen. Dafür leben und sterben die Ayindi. Vielleicht werdet ihr es noch erleben, daß das Böse stirbt ...«

\*\*\*

Es dauerte nicht mehr lange, bis die neue Stunde Parr den Tag der Novizinnen um Moira erweiterte.

Moiras Tag war nun schon neun Stunden lang und betrug ein Mehrfaches des Planetentages von Thyssan. Obwohl sie darin geschult wurde, nach Ende eines Tages dem vom Körper geforderten Ruhebedürfnis nachzugeben, fiel es Moira aufgrund der aufgenommenen Wissensfülle immer schwerer, sofort Schlaf zu finden.

So diszipliniert sie in anderen Dingen war und ihren Körper, nach Dilibas Aussage, geradezu meisterhaft beherrschte, ihren aufgewühlten Geist konnte sie nicht unter Kontrolle bringen und besänftigen. Sie benötigte mehr denn je den künstlichen Tiefschlaf.

Und mit der Einführung der neuen Stunde wurde das nicht gerade besser. Denn mit dieser Lektion tat sich den Novizinnen plötzlich eine gänzlich neue, wahrlich unendliche Welt auf. Sie erfuhren, daß ihr Arresum nur eine Seite des Universums darstellte. Denn es gab auch noch eine andere Seite, das Parresum. Beide bildeten zusammen ein Ganzes, waren jedoch durch eine nicht klar definierte Grenze voneinander getrennt.

Und auf dieser anderen Seite existierte vielfältiges Leben in unzähligen Erscheinungsformen. Man begegnete ihm auf Schritt und Tritt,

atmete es ein, sah sich daran schwindelig.

Aber nicht nur das. Es gab im Parresum nichts, was mit der Abruse vergleichbar war. Das Parresum hatte keinen solchen Lebensfresser aufzuweisen, der von diesem Lebensquell hätte trinken und ihn hätte zum Versiegen bringen wollen. Im Parresum konnte sich Leben nahezu ungehindert ausbreiten.

Diliba sagte zwar mahnend: »Seht das Parresum nur nicht zu verklärt. Es gibt Anzeichen dafür, daß dort jede Lebensform so etwas wie eine eigene Abruse in sich trägt.«

Doch zu diesem Zeitpunkt wußten die Novizinnen mit einer solchen Warnung überhaupt nichts anzufangen. Sie berauschten sich förmlich an den gezeigten Bildern. Und es war für sie das bisher schönste Erlebnis ihres noch kurzen Lebens, als ihnen Diliba ein in einem Energiekäfig gehaltenes Wesen von drüben zeigte. So etwas Exotisches hatten sie nie zuvor gesehen.

Das Wesen war unterarmlang und schenkeldick, hatte ein graues Fell und bewegte sich auf sechs kurzen Beinen fort. Es konnte sich aber auch aufrichten, mit den oberen beiden Extremitätenpaaren gestikulieren und mit seinem winzigen klugen Gesichtchen Grimassen schneiden. Dabei gab es piepsende Laute von sich. Die Mehrheit der Novizinnen war überzeugt, daß das Wesen eine beachtliche Intelligenz besaß, und sie tauften es auf den Namen Parrie.

Diliba gab keinen Kommentar dazu ab, behauptete jedoch, daß das Parresum mit Milliarden von verschiedenen Intelligenzvölkern förmlich überquoll und es Sternenreiche wie jenes der Ayindi ohne Zahl gab. Im Arresum dagegen gab es neben ihnen nur noch die Barayen als zweites Intelligenzvolk. *Noch*, mußte man sagen, denn die Abruse hatte das Ende der Barayen bereits eingeläutet.

Moiras erste Empfindung war Verbitterung über diese ungerechte Verteilung der Lebenssaat und die Tatsache, daß das karge Leben im Arresum zudem noch von einer Macht wie der Abruse bedroht wurde und so zum Aussterben verurteilt war.

Im Parresum hätte sich die Abruse sättigen können, ohne den Bestand des Lebens wirklich zu bedrohen. Ja, vielleicht hätte sich das

Problem sogar auf natürliche Weise erledigt, und die Abruse wäre im Übermaß erstickt.

Zu diesem Zeitpunkt mochte Moira etwa zwanzig Standardjahre alt gewesen sein - nach ayindischen Maßstäben ein Kind. Allmählich reifte sie zusammen mit den anderen Novizinnen ihres Jahrganges jedoch heran. Die zusätzliche Lehrstunde Parr trug viel dazu bei.

Und die anfängliche Verbitterung über die ungerechte Verteilung der Lebenssaat zwischen hüben und drüben wich einer berechtigt scheinen- den Hoffnung, daß diesbezüglich ein Gleichgewicht hergestellt werden könnte oder zumindest ein Ausgleich.

Diese Hoffnung begann in Moira zu keimen, als sie unter Dilibas Führung das Aariam-System und seine einundzwanzig Passageplaneten kennenlernenlehrte. Sie erfuhr, daß jeder dieser Planeten eine Brücke zu einer Gegenwelt im Parresum bildete, über die man auf die andere Seite gelangen konnte.

Zwischen dem siebten und dem achten Planeten hatte einst ein weiterer Planet namens Oosinom existiert. Zu Moiras Zeit zeugte jedoch nur noch ein Asteroidengürtel von seiner einstigen Existenz.

»Wie wurde Oosinom zerstört?« wollte eine der Novizinnen wissen. »Es war der erste Passageplanet. Allerdings lediglich als Testfall gedacht. Oosinom ging im Zuge der Experimente in die Brüche,«, erläuterte Diliba unwillig.

Sie wollte damit zu erkennen geben, daß sie durch diese Frage in ihrem Konzept gestört wurde.

In der Folge berichtete die Lehrerin, daß die Gegenstücke zu den 21 Planeten des Aariam-Systems im Parresum rings um ein Gebiet von unglaublichen 90 mal 160 Millionen Lichtjahren verteilt waren - und daß vermutlich nicht einmal die Abruse solche Dimensionen besaß.

Es fiel Moira damals schwer, sich einen so gewaltigen Raumsektor bildlich vorzustellen. Noch schwerer war es für sie, Dilibas Aussage nachzuvollziehen, daß dieser gigantische Raumsektor praktisch leer war, ohne jegliche größere Sternenballung, von ganzen Galaxien ganz zu schweigen.

Eine Theorie der Ayindi besagte, daß überall, wo sich im Parresum

größere kosmische Strukturen befanden, im Arresum große Leerräume herrschten - und umgekehrt. Den Beweis dieser Theorie konnten die Ayindi jedoch nicht erbringen, weil es ihnen nicht möglich war, die außerhalb ihres bescheidenen Lebensbereiches liegenden Gebiete zu vermessen. Denn jenseits der Fünf-Millionen-Lichtjahre-Grenze herrschte die Abruse.

Die Exkursion durch das Aariam-System ging weiter, und es war fast zuviel für die überforderten Novizinnen, sich die Namen aller Passageplaneten und ihrer Koordinatorinnen sowie auch noch die der Brückenplaneten auf der anderen Seite zu merken.

Am Ende dieser Stunde schwindelte den Novizinnen. Moira war überaus nachdenklich geworden, und sie wagte es als einzige, ihre Gedanken auszusprechen. Man hatte ihnen lange genug eingehämmert, daß der Kampf gegen die Abruse der einzige Lebensinhalt einer Ayindi zu sein hatte.

Doch war dies kein heiliger Krieg, der um des Kampfes willen geführt wurde. Dieser Kampf diente einzig und allein dem Überleben.

»Warum wandern wir nicht einfach zusammen mit den Barayen ins Parresum aus, um dem Tod durch die Abruse zu entgehen?« fragte sie.

Die anderen Novizinnen erstarrten vor Schreck.

Doch Diliba sagte lobend:

»Eine gute Frage. Wir haben diese Passagen nach drüben nur aus zwei Gründen geschaffen. Entweder um auf die andere Seite auszuwandern - oder um von drüben Hilfe im Kampf gegen die Abruse zu erhalten. Das eine ist uns wegen eines natürlichen Handikaps unmöglich. Das andere ist uns trotz aller verzweifelten Bemühungen nicht gelungen. Die Wesen von der anderen Seite halten uns für Eroberer und bekämpfen uns seit gut tausend Jahren. Die Fronten haben sich derart verhärtet, daß an Verhandlungen längst nicht mehr zu denken ist. Es sprechen nur noch die Waffen. Darauf spielte ich an, als ich sagte, daß die Parresaner jeder so etwas wie eine Abruse in sich tragen.«

»Und was ist das natürliche Handikap, das uns die Emigration unmöglich macht?« wagte nun eine andere Novizin zu fragen.

Als sie in den Schulungsbunker von Thyssan zurückkehrten, mußten sie entsetzt feststellen, daß Parrie nicht mehr am Leben war. Er lag rücklings auf dem Boden seines Käfigs, die Beinchen um den Leib gekrampft.

»Der Tod dieses Wesens hat drastisch demonstriert, was es mit dem Handicap auf sich hat. Wesen der einen Seite können auf der anderen nur eine begrenzte Frist überleben. Dies ist ausschlaggebend dafür, daß wir im Parresum nicht Fuß fassen können.« Diliba wirkte unsäglich traurig, als sie abschließend sagte:

»Vielleicht unternehmen wir keinen weiteren Durchbruchsversuch ins Parresum mehr und fügen uns in unser unabwendbares Schicksal.«

Deutlicher konnte man es nicht ausdrücken, daß die Ayindi offenbar nur dazu geboren wurden, um im aussichtslosen Kampf gegen die Abruse von dieser vereinnahmt zu werden.

\*\*\*

Der Ablauf des folgenden Tages wurde gegen alle Regeln abgeändert. Anstatt die Folge von neun Stunden einzuhalten, gab es nur eine einzige neue Stunde: Niga, Kampfschulung.

Dies eröffnete ihnen zu Darra eine Ayindi, die sie nie zuvor gesehen hatten.

»Ich bin Leyza, eure neue Erzieherin«, stellte sie sich vor. »An Diliba ist der Schlachtruf ergangen. Ihr könnt mit eurem Herzen und eurem Geist bei ihr sein, um ihr beizustehen und sie zu stärken, damit sie siegreich bleibt und überlebt.«

Erstes bedeutete, daß Diliba zu einem Einsatz gegen die Abruse einberufen worden war. Mit dem zweiten Ausspruch war gemeint, daß ihre Novizinnen mit einem Schulungsschiff an die Front geflogen und mit ihrer ehemaligen Lehrerin geistig vernetzt werden sollten. Auf diese Weise würden sie den Kampf nicht nur hautnah miterleben, sondern konnten Diliba darüber hinaus geistigen Rückhalt geben.

Moira hatte in diesem Augenblick die Gewißheit, daß sie Diliba nie mehr wiedersehen würde.

Und so war es dann auch. Moira und die anderen Novizinnen erlebten Dilibas Tod mit, als würden sie selbst unter der Ausstrahlung eines durchbrechenden Abruseschiffes kristallisieren. Es geschah zum erstenmal, daß sie den Tod kennenlernten. Und das insgesamt hundertfach. Entsprechend geschockt kehrten sie in ihren Bunker auf Thyssan zurück.

Aber ihre neue Lehrerin Leyza hatte tröstende Worte für sie.

»Diliba und die anderen Kriegerinnen sind nicht endgültig tot«, sagte sie voller Überzeugung. »Sie kommen wieder. Sie sind nur auf die andere Seite gegangen.«

Diese ritualisierten Worte bekam Moira bis zum Ende ihrer Ausbildung oft zu hören. Es half, sich an diese Aussage zu klammern und daran zu glauben. Denn damit verlor der Tod einiges von seinem Schrecken. Und das Drüben erschien ihr inzwischen sowieso als einziger lebenswerter Ort.

»Sie kommen wieder. Sie sind nur auf die andere Seite gegangen.« Moira kannte den Hintergrund des Satzes. Sie gingen auf die andere Seite, und von dort kamen sie irgendwann wieder, mit neuer Kraft und neuer Energie. Und gemeinsam würden sie - mit den Kräften der anderen Seite - die Abruse endgültig besiegen, das Böse endgültig vernichten, die Aufgabe der Ayindi für alle Ewigkeit erfüllen.

Moira wollte es ihnen gleichmachen. Aber wirklich und körperlich. Noch lebend auf die andere Seite gehen.

Sie wollte fortan nur noch für dieses Ziel leben.

### 3. Gegenwart: Das Angebot

»Ist es nicht eine tröstliche Vorstellung, daran zu glauben, daß man den Tod durch die Abruse nicht zu fürchten braucht, weil man in einer paradiesischen Region wie dem Parresum wiedergeboren wird?« fragte Moira abschließend.

»Du hast jedenfalls dein Ziel erreicht«, sagte Rhodan dazu bloß.

»Bis dahin war es aber noch ein weiter Weg ...«

Moira unterbrach sich, denn die STYX beendete die Überlichtphase und fiel in den Normalraum zurück.

Ruulem, ihr Ziel, war der zweite Planet einer sterbenden roten Sonne mit insgesamt sieben Himmelskörpern. Über die anderen Planeten erfuhren Perry Rhodan und Atlan nichts. Sie erkundigten sich auch nicht danach. Entweder waren sie ohne Bedeutung, oder es fanden darauf Abläufe statt, deren Sinn die Ayindi für sich behalten wollten.

Ruulem war eine kühle Sauerstoffwelt. Kunstsonnen verhinderten jedoch, daß der Planet vereiste. Beim Anflug stellten die beiden Galaktiker fest, daß sich entlang ihrer Einflugschneise unzählige Weltraumstationen von manchmal wahrlich gigantischen Dimensionen weit in die Tiefe staffelten. Es herrschte geradezu Gedränge im Orbit. Die STYX mußte sich vorsichtig ihren Weg suchen. Auch auf der Oberfläche des Planeten zeigten sich nur wenige lichte Stellen, die sich im Licht der Kunstsonnen grün von den metallenen Megabauten abhöben.

Auf einer solchen Lichtung landete die STYX.

»Wir müssen den kürzesten Weg nehmen«, sagte Moira bedauernd. »Wir sind spät dran, und Algaan wird schon ungeduldig sein. Vielleicht ergibt sich später noch Gelegenheit für Spaziergänge durch die Grünoasen.«

Ohne Vorwarnung wurden Rhodan und Atlan von einem Energiefeld erfaßt. Gleich darauf fanden sie sich zusammen mit Moira unter der Decke einer hohen, weitläufigen Halle wieder. Der transparente Boden zu ihren Füßen vermittelte ihnen das Gefühl, durch die Luft zu schreiten. Sie sahen sich von Ayindi umgeben, die alle unter der Decke zu schweben schienen und eine Vielzahl unterschiedlicher Geräte bedienten.

Gut dreihundert Meter unter ihnen reihten sich auf dem Boden der Halle nach allen Seiten hin die Gerippe von Rochenschiffen aneinander. Es mußten Tausende sein. Jedes von ihnen etwa achthundert Meter im Durchmesser. Dazwischen tummelten sich Roboter verschiedenster Konstruktion in emsiger Tätigkeit.

»Ruulem ist ein Werftplanet«, stellte Atlan überrascht fest.

Eine besonders hochgewachsene, gut drei Meter große, jedoch unglaublich schlanke Ayindi näherte sich ihnen eiligen Schritts. Sie steuerte zielstrebig auf Moira zu und funkelte sie aus zornigen Augen an. Das mußte Algaan sein, die Koordinatorin von Ruulem.

»Die Koordinatorinnen warten bereits!« herrschte sie Moira in Aylos an. Perry Rhodan und Atlan würdigte sie keines Blickes. »Ich habe dich viel früher erwartet, Moira.«

»Ich mußte für meine Passagiere einige Vorbereitungen treffen, Algaan«, erwiderte Moira ungerührt. »Schließlich sind sie die wichtigsten Personen bei diesem Treffen.«

Algaan ignorierte die beiden Galaktiker weiterhin. Sie fixierte Moira mit ihren Blicken. Dann sagte sie:

»Du wirst *dich* davon trennen müssen! Du mußt zu deinen Wurzeln stehen. Ich jedenfalls werde keine solche Maskerade akzeptieren! Entweder bist du stolz darauf, eine Ayindi zu sein, oder scher dich zur Abruse!«

»Sie meint ihre Haare«, raunte Atlan Rhodan zu. »Ganz ohne Zweifel!« Moira hielt Algaans Blick wortlos stand, bis es dieser offensichtlich zuviel wurde und sie sich abwandte. »Lassen wir die Koordinatorinnen nicht länger warten.«

Algaan betrat eine bestimmte Stelle des unsichtbaren Bodens und entmaterialisierte. Moira bedeutete Rhodan und Atlan mit einer Handbewegung, es der Ayindi gleichzutun, und sagte dabei feixend:

»Algaan ist nur neidisch. Laßt euch von ihrer lebensverachtenden Art nicht einschüchtern.«

Rhodan betrat die von Moira bezeichnete Stelle als erster und fand sich, wie von einem Transmitterfeld abgestrahlt, gleich darauf in einem anderen, von gebogenen Wänden begrenzten Raum wieder. Atlan und Moira folgten gleich darauf.

Algaan stand abwartend da, den Kopf leicht gesenkt. Zu ihrer Rechten standen vier Ayindi. Nachdem die Besucher eingetroffen waren, deutete sie nacheinander auf die Ayindi und stellte sie den Galaktikern vor, ohne sie dabei jedoch anzusehen.

»Das sind die Koordinatorinnen Caliba, Nieda, Frala und Syne. Sie

sind die Initiatorinnen des Projekts Parrix - also Guter Nachbar. Sie möchten euch ein Angebot unterbreiten.«

Algaan trat zur Seite. Die ganz links stehende Koordinatorin, die als Caliba vorgestellt worden war, ergriff das Wort. Sie sah Atlan an und fragte:

»Bist du der Terraner Perry Rhodan?«

»Nein, ich bin der Arkonide Atlan.« Daraufhin wandte sich Caliba Rhodan zu und sagte:

»Nachdem Moira euch mit dem Wesentlichen vertraut gemacht hat, möchte ich mich kurz fassen, Perry Rhodan. Die natürliche Immunität aller Galaktiker gegen die Ausstrahlung abrusischer Kristalle und die besondere Fähigkeit von euch sogenannten Zellaktivatorträgern, sich unbegrenzt auf beiden Seiten des Universums aufzuhalten, machen euch für uns zu sehr wichtigen Verbündeten. Mit eurer Hilfe bekämen wir die Chance, endlich effektiv gegen die Abruse vorgehen zu können. Allein die Tatsache, daß ihr in ihren Machtbereich eindringen und ihn auskundschaften könnt, eröffnet uns Möglichkeiten, die wir bisher noch nie zur Verfügung hatten. Zum erstenmal könnten wir in Erfahrung bringen, was dort genau vor sich geht, und auf diesem Wissen Strategien und Waffen gegen die Abruse entwickeln. Es mangelt euch lediglich an der entsprechenden Technik. Doch dem können wir abhelfen. Wir haben vor, drei unserer Schiffe umzubauen und auf eure Verhältnisse abzustimmen, so daß ihr sie steuern und auch alle anderen Funktionen bedienen könnt. Diese drei Schiffe würden wir euch uneingeschränkt zur Verfügung stellen. Seid ihr bereit, dieses Angebot anzunehmen und uns zu helfen?«

Perry Rhodan warf Moira einen bezeichnenden Blick zu. Die Söldnerin hatte es so dargestellt, als würde ihnen ihr Volk ein großzügiges Geschenk machen. Tatsächlich wollten die Ayindi jedoch lediglich ihre Hilfe im Kampf gegen die Abruse. Zwischen beiden Darstellungen lagen Welten.

Das war typisch für Moira. Aber vielleicht war dies sogar bezeichnend für alle Ayindi. Denn selbst die Koordinatorin Caliba tat so, als müsse es für die Zellaktivatorträger eine Ehre sein, sich in ihren

Dienst zu stellen.

Natürlich war die Aussicht, ein mit ayindischer Technik ausgestattetes Raumschiff zur Verfügung gestellt zu bekommen, eine große Verlockung. Ein Raumschiff mit einem x-fach schnelleren Überlichtantrieb und einer Bewaffnung, die den Geschützen der Galaktiker himmelhoch überlegen war! Unter anderen Voraussetzungen hätte Perry Rhodan bedenkenlos zugegriffen. Aber in diesem Fall mußte er sich gut überlegen, ob die Sache den Preis, den die Galaktiker dafür zu zahlen hatten, wert war.

Die Antwort mußte gut überlegt sein.

»Ich weiß nicht, ob mein Translator deine Worte richtig übersetzt hat, Caliba«, sagte Perry Rhodan vorsichtig, jedes seiner Worte abwägend. »Ich habe es jedoch so verstanden, daß ihr uns bittet, unser Leben und unsere relative Unsterblichkeit in euren Diensten aufs Spiel zu setzen. Alle mit dem Kampf gegen die Abruse verbundenen Risiken selbstlos auf uns zu nehmen. Und ich habe es auch so verstanden, daß wir uns geehrt fühlen müßten, unser Leben für eure Sache zu opfern. Oder habe ich da etwas fehlinterpretiert?«

»Das klingt aus deinem Mund nach Unzumutbarkeit«, sagte Caliba etwas verwirrt. »Wir müssen uns beraten.«

Die vier Koordinatorinnen bildeten zusammen mit Algaan und Moira einen Kreis. In der Folge erhob nur Moira gelegentlich ihre Stimme. Aber selbst dann war es nur ein Raunen, das nicht laut und deutlich genug war, um von den Translatoressen erfaßt werden zu können. Vielleicht schirmten sie sich einfach ab.

»Das hätte ich nicht besser formulieren können, Terraner«, sagte Atlan anerkennend. »Die setzen wohl voraus, daß wir uns für sie jubelnd ins Verderben stürzen sollen. Ich möchte ja zu gerne ein Rochenschiff steuern. Aber etwas mehr als ein für ayindische Begriffe ehrenvoller Tod sollte dabei schon herausspringen.«

Die Ayindi lösten den Kreis auf. Die Koordinatorin, die als Frala vorgestellt worden war, ergriff das Wort:

»Es hat sich erwiesen, daß Moira euch nicht ausreichend informiert hat. Nur deswegen kam es zu diesem Mißverständnis. Es ist nicht so,

daß wir von euch ein selbstloses Opfer für unser Volk erwarten. Wir sind davon ausgegangen, daß ihr die Abruse auch um eure Willen bekämpfen werdet. Denn eines ist gewiß: Wenn die Abruse erst einmal unsere letzte Enklave vereinnahmt hat, wird sie versuchen, ins Parresum zu gelangen. Selbst wenn der Abruse das heute nicht möglich wäre, morgen könnte das schon Wirklichkeit werden. Wir bieten euch die Möglichkeit zur Gegenwehr. Ihr könnt die Abruse auf unserer Seite bekämpfen und Erfahrungen sammeln, bevor sie auf die eure vorgestoßen ist.«

Noch bevor Rhodan etwas erwidern konnte, ergriff Atlan das Wort.

»Es scheint doch etwas weit hergeholt, uns mit der Abruse als Gefahr fürs Parresum zu drohen«, sagte der Arkonide. »Das klingt nach einer Verlegenheitslüge, die ihr euch gerade aus den Fingern gesogen habt, nur um uns zu ködern.«

Die Koordinatorinnen wechselten betroffene Blicke. Frala und Algaan betrachteten etwas verwirrt ihre siebenfingrigen Hände, als könnten sie daraus die Bedeutung von Atlans Phrase lesen.

Es war Moira, die die Ratlosigkeit der Koordinatorinnen nützte und sagte:

»Nein, Arkonide. Das ist alles andere als eine Lüge, sondern eine uralte Bedrohung. Schon zu Zeiten der Tanxtuunra müssen eure kosmischen Ordnungsmächte von dieser drohenden Gefahr gewußt haben. Als wir Ayindi einst den Durchbruch ins Parresum schafften, da sah wahrscheinlich die Tanxtuunra aus Unkenntnis der Zusammenhänge und des wahren Sachverhalts in uns den Feind. Dieses Mißverständnis führte zu der tausendjährigen Auseinandersetzung. Tatsächlich könnte diese Abwehr ursprünglich einem Feind wie der Abruse gegolten haben.«

»Es muß im Parresum inzwischen Anzeichen für Durchbruchsversuche der Abruse gegeben haben«, behauptete die Koordinatorin Nieda überzeugt.

»Ich weiß nicht«, sagte Atlan zweifelnd.

Perry Rhodan schaltete sich wieder ein, bevor der Arkonide in seiner ablehnenden Haltung konkret werden konnte.

»Wir sollten es nicht auf die Spitze treiben«, flüsterte er dem Arkoniden zu. »Begnügen wir uns mit der Argumentation der Ayindi. Es ist doch so, daß wir die Rochenschiffe haben wollen. Wir brennen beide darauf, sie zu fliegen! Und was spricht dagegen, den Ayindi in ihrem Überlebenskampf beizustehen?«

»Du hast recht, Terraner«, sagte Atlan. »Seien wir >Gute Nachbarn<.« Perry Rhodan wandte sich an die Koordinatorinnen und sagte mit erhobener Stimme:

»Wir sind bereit.«

»Das freut uns«, nickte Caliba. »Wir werden euch jetzt der Obhut Algaans überlassen.«

Rhodan kreuzte den Blick der dünnen Ayindi und schauderte.

»Wir würden uns lieber Moira anvertrauen«, sagte er.

Die Koordinatorinnen hatten nichts dagegen. Algaan behielt aber als Koordinatorin des Werftplaneten die Leitung über das Trainingsprogramm.

\*\*\*

»Das ist für die nächsten Tage euer Zuhause«, eröffnete Algaan den Galaktikern herablassend, nachdem sie sie in die Kommandozentrale eines 800-Meter-Rochenschiffes geführt hatte; Moira hielt sich abwartend im Hintergrund.

»Dieses Schulungsschiff besitzt alle Funktionen eines vollwertigen Kampfschiffes«, fuhr die Koordinatorin fort. »Die Schiffssysteme reagieren realistisch auf alle Befehle. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Ausführung der Befehle lediglich simuliert wird. Ihr könnt die Geschütze benutzen und fiktive Ziele abschießen, aber ihr könnt nicht wirklich feuern. Ihr könnt jede Geschwindigkeitsstufe des Antriebs einschalten, aber ihr werdet euch nicht vom Boden erheben. Dasselbe trifft folglich auch auf den Überlichtantrieb zu. Aber ihr werdet das Gefühl haben, tatsächlich zu fliegen und Feinde zu bekämpfen. Der Simulator läuft in Echtzeit. Dies bedeutet, daß alles so ablaufen wird wie in der Realität. Sämtliche Schiffsfunktionen werden

mental gesteuert. Nur so erreicht man eine maximale Wirkung mit minimaler Verzögerung. Wir werden eure Reaktionen und das Zusammenspiel mit der Technik aufzeichnen und die Geräte danach justieren. Gibt es noch Fragen?«

»Wir sind im Umgang mit Simulatoren durchaus vertraut,« antwortete Atlan bissig.

»Dann fangen wir einfach an«, sagte Algaan.

Die Koordinatorin ließ zwei Kommandositze aus Formenergie entstehen. Über die Schaltelemente ihres Anzuges ließ sie diese an die Körper der Zellaktivatorträger anpassen.

»Die Schaltsensoren befinden sich in den Armlehnen und in der Kopfstütze«, sagte Algaan dazu. »Sie reagieren auf jegliche Impulse des Gehirns und des Nervensystems. Da eure Kombinationen nicht die erforderlichen Impulsverstärker besitzen, müßt ihr mit diesen Elementen körperlichen Kontakt herstellen ... So ist es gut. Ich werde jetzt das Steuerschema erstellen und so projizieren, daß ihr die Abläufe optisch wahrnehmen könnt. Jede eurer Reaktionen und jeder Gehirnimpuls werden Auswirkungen auf die Schiffssysteme haben. Ihr könnt beobachten, welche Wirkung ihr damit erzielt. In dieser ersten Phase ist es unmaßgeblich, welche Funktionen ihr mit euren Impulsen auslöst. Es geht lediglich darum, eure Gehirnfrequenz auszuloten, damit die Geräte danach justiert werden können. Ihr könnt beginnen.«

»Werden wir uns nicht ins Gehege kommen, wenn wir einander widersprechende Befehle senden?« erkundigte sich Atlan. Sein Kommandositz machte auf einmal unkontrollierte Bocksprünge über mehrere Meter hinweg.

*Du bist aufgereggt wie ein Kind vor dem Gabentisch,* ermahnte sein Extrasinn. Atlan bezähmte seine innere Unruhe und konzentrierte sich auf eine ruhige, gleitende Bewegung. Der Kommandositz reagierte sofort und schwebte langsam dahin. *Stopp!* dachte Atlan. Der Kommandositz hielt an.

»Ihr könnt jeder euren eigenen Gedankengängen folgen«, sagte Algaan belustigt. »Es wird keinerlei nachteilige Auswirkungen haben. Es gibt eine Simultanschaltung.«

Rhodan hatte nicht solche Schwierigkeiten wie Atlan. Aber er merkte plötzlich, wie sich sein Kommandositz zur Seite neigte. Er versuchte verzweifelt, die Drehung durch Gedankenbefehle zu stoppen. Aber dadurch geriet der Kommandositz nur ins Rotieren. Je verzweifelter er der Drehung entgegendsachte, desto rascher wurde sie. Irgendwie schien er »seitenverkehrt« zu denken. Erst als er seine Gedankenbefehle umkehrte, stoppte der Kommandositz auf der Stelle. Und zwar in dem Moment, als Rhodans Kopf nach unten wies. Mit einiger Anstrengung gelang es ihm, sich in aufrechte Haltung zu manövrieren.

»Das war schon ganz gut«, lobte Moira lachend im Hintergrund. »Aber solche Gehversuche sind keine besondere Leistung. Zeigt Algaan, was wirklich in euch steckt.«

Rhodan lenkte seine Gedanken in andere Bahnen. Er versuchte seine Gehirnströme über die Sensoren auf die Schiffsfunktionen zu lenken. Das Problem dabei war jedoch, daß er keine Ahnung hatte, wie er seine Gedankenbefehle formulieren sollte. Niemand hatte ihm gesagt, welcher Impuls nötig war, um den Antrieb einzuschalten und das Raumschiff abheben zu lassen. Die einzige Wirkung, die er durch seine Gedankenimpulse erzielte, war die, daß die Umgebung um ihr versank und er in einen grauen, grob granulierten Nebel gehüllt wurde, in dem es bei jedem seiner Gedanken schwach wetterleuchtete. Das zeigte ihm wenigstens, daß er mit der Schiffssystemen immerhin vernetzt war.

Rhodan dachte »Start«, aber das funktionierte nicht. Auch die Verwendung von Synonymen für diesen Begriff brachte ihn nicht weiter. Algaan hatte gesagt, daß er einen optischen Bericht über das von ihm Erreichte erhalten würde. Aber es tat sich nichts. Rhodan war von dem formlosen Granulat seiner nicht identifizierbaren Gedankenwelt umgeben.

Er dachte um. Er sah das Raumschiff als seinen Körper. Plötzlich erhellte sich seine Umgebung. Er wollte seinen Körper kennenlernen.

Ein Netz bildete sich um ihn, das kreuz und quer verlief. An manchen Stellen hatten die Netzstränge Knötchen. Und er wußte, daß jeder dieser Knoten eine bestimmte Funktion innehatte.

Er wollte seinen Körper erheben und sehen, was in ihm steckte. Plötzlich hatte er das Gefühl, durch das Netz zu rasen. Die Umgebung änderte sich so schnell, daß er keine Eindrücke sammeln konnte. Aber er wußte, daß er etwas bewirkte: Er war eins mit dem Schiff geworden. Das Schiff war sein Körper. Sein Gehirn die Kommandozentrale.

Er wollte seinen Körper bewegen. Und er bewegte sich. Er konnte die ruckartige Aufwärtsbewegung förmlich körperlich spüren. Sachte, ganz langsam. Rhodan schwebte. Aber er konnte nicht erkennen, welcher Art seine Bewegung war und in welcher Umgebung sie stattfand. Er wollte sehen. Mit den Augen und den Meßgeräten. Optisch und ortungstechnisch.

Und er sah. Er befand sich im All. Unter ihm fiel der Planet Ruulem rasend schnell zurück. Wurde zu einem Punkt im Meer der Sterne. Vor ihm bildete sich ein rotglühendes Auge. Das war Ruulems sterbende Sonne. Der rote Riese wurde immer größer. Rhodan wollte ihm ausweichen, aber es ging ihm zu langsam. Und der rote Riese wurde größer und größer, wuchs ins Unermeßliche, bis er sein gesamtes Gesichtsfeld ausfüllte.

Rhodan stemmte sich mit aller Gewalt gegen den Vorwärtsschub. Aber er konnte seinen Flug nicht abbremsen. Er wollte den roten Riesen abwehren, ihn von sich schieben. Und das Rochenschiff feuerte aus allen Rohren auf die gigantisch rote Zielscheibe. Rhodan wurde heiß. Er wollte sich gegen die Hitze schützen. Das Dunkelfeld! Wie schalte ich das Dunkelfeld ein? Kann ich einen Sturz in den roten Riesen verhindern, indem ich mittels Überlichtgeschwindigkeit über ihn hinwegspringe?

Springen ... wegtauchen ... rasen... . zur Seite weichen ...

Es war alles nur Simulation. Rhodan wußte, daß er nicht wirklich Schaden nehmen konnte. Aber er besaß den Ehrgeiz, diese Situation zu meistern.

»Atlan!« rief er in seiner Verzweiflung den Namen seines Freundes, während er gleichzeitig versuchte, den mentalen Aufruhr unter Kontrolle zu bringen. »Wie steht's mit dir, Arkonide?«

»Ich komme nicht vom Fleck«, kam die Antwort. Rhodan war erleichtert, daß er wenigstens Kontakt mit dem Freund herstellen konnte. »Mein Körper gehorcht nicht nach Wunsch. Er macht das Gegenteil von dem, was ich will. Ich bringe das Schiff nicht unter Kontrolle. Und wie sieht's bei dir aus?«

»Ich fürchte, ich werde in einer roten Riesensonne verglühen.«

»Nun denn, es ist immerhin unser erster Versuch.«

»Einen zweiten wird es nicht geben«, hörten sie eine bekannte Stimme von irgendwo. Es war unverkennbar Algaans. »Ihr seid geistig nicht in der Lage, ein Schiff zu kontrollieren. Alles, was ihr erreicht, ist Selbstverstümmelung.«

Rhodans Sturz in die rote Sonne wurde abrupt unterbrochen. Ihm war klar, daß Algaan die Simulation abgebrochen hatte. Rhodan war ebenso klar, daß er bei der Schiffsleitung versagt hatte. Aber wie Atlan schon sagte, es war ein erster Versuch. Er konnte nicht verstehen, wieso sie keine Chance für einen zweiten bekommen sollten. Das wollte er nicht so einfach hinnehmen.

Rhodan schloß die Augen und bereitete sich auf die Konfrontation mit der Koordinatorin vor. Als er sie wieder öffnete, fand er sich nicht in der Kommandokugel des Schulungsschiffes zurück.

Der Schalensitz löste sich unter ihm auf, und er fiel auf die Beine. Er stand in einer wogenden, pulsierenden Landschaft von aschgrauer Farbe.

Ihm war klar, daß dies nichts mehr mit der Simulation zu tun hatte.

Was war geschehen?

\*\*\*

»Atlan!« rief Rhodan in der Hoffnung, daß es den Freund mit ihm hierher verschlagen hatte.

Aus einer nicht genau zu definierenden Richtung kam ein tiefes, schleppendes Brummen als Antwort.

Die Landschaft unter Rhodans Füßen schien zu leben. Der Boden war großporig. In unregelmäßigen Abständen ragten fingerdicke, spitz

zulaufende Borsten meterhoch in die Höhe.

Rhodan stieß gegen eine solche Borste. Sie vibrierte mit dumpfem Brummen.

Seine Sicht reichte nicht weit. Er war von rissigen Hügeln aus dieser wogenden Masse umgeben.

Während der Terraner sich in Bewegung setzte, um einen der Hügel zu erklimmen und zu sehen, was sich dahinter befand, vernahm er ein ähnliches Geräusch, ähnlich jenem, das er wie als Antwort auf seinen Ruf nach dem Arkoniden bekommen hatte. Rhodan konzentrierte sich darauf.

Es klang so ähnlich wie Eeeeeaaaarrriiiii-Oaaaadhooooaaan. Gerade so, als würde man seinen vollen Namen unendlich verlangsamt akustisch wiedergeben.

»Atlan, bist du das?« Das Echo kam verzögert und gedehnt und auf die tiefen Töne reduziert.

Rhodan begann den Aufstieg eines Hügels. Es kostete ihn Mühe, sich über die Schräge hinaufzuarbeiten. Er hatte fast das Gefühl, daß er bei jedem Meter, den er zurücklegte, einen halben zurückglitt. Und stets wenn er meinte, die Hügelkuppe erreicht zu haben, verdoppelte sich die vor ihm liegende Strecke.

Es war alles wie in einem Traum. Aber Rhodan fühlte sich wach. Wenn er seinen SERUN abtastete, konnte er seinen Körper fühlen. Ein Blick auf die Meßgeräte gab ihm jedoch wieder das Gefühl der Traumhaftigkeit. Er konnte keine Masse orten, keine Strahlung. Sämtliche Geräte waren ohne Anzeige.

Als er meinte, bereits Hunderte von Metern zurückgelegt zu haben, ohne scheinbar von der Stelle gekommen zu sein, drehte er sich um.

Und da sah er, wie die Alptraumlandschaft in hektische Bewegung geriet. Die Perspektiven änderten sich dauernd. Die Hügel und fernen, nebelverschleierten Gebirge verschoben sich in rascher Folge gegeneinander. Sie kippten förmlich, überlappten einander und änderten ihre Form. Aus dem Nichts wuchsen andere Erhebungen hervor - und insgesamt begann die gesamte Landschaft rasend schnell zu schrumpfen.

Und inmitten dieses sich dramatisch verändernden und in sich zusammenfallenden Gebildes bewegte sich eine zuerst winzige humanoide Gestalt. Sie wuchs in dem Maße, wie die urweltliche Landschaft schrumpfte. Es dauerte nicht lange, bis Rhodan in der Gestalt Atlan erkennen konnte. Er winkte ihm. Der Arkonide winkte zurück.

»Wir treffen uns!« rief Atlan. Es klang immer noch dumpf und langgezogen, aber schon gut verständlich. Plötzlich kippte ihre Umgebung, warf sie ab. Rhodan verlor zu seiner Überraschung nicht den Halt, obwohl er das Gefühl hatte, hundert Meter tief zu fallen. Er verspürte auch keinen Aufprall, keine Erschütterung.

Atlan erreichte ihn.

»Weißt du, was ich vermute, Terraner?« fragte Atlan klar verständlich. Er sprach seine Vermutung jedoch nicht mehr aus. Denn etwas nahm seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Vor ihren Augen lief eine unglaubliche Metamorphose ab.

Die lebende Landschaft, auf der sie zuvor noch voneinander getrennt gewandelt waren, ballte sich weiter zusammen und wurde zu einem humanoiden Wesen. Um dessen nackten Körper bildete sich ein Film, dieser wurde zu einer dunklen, silbergrauen, einteiligen Kombination. Auf Armen und Beinen und in der Hüftgegend waren taschenähnliche Verdickungen zu sehen, wie man sie von den Anzügen Moiras und der Ayindi kannte.

Der humanoide war stark menschenähnlich. Allerdings war sein nach hinten ausladender Kopf fast kahl. Nur vereinzelt ragten aus dem blanken Hinterkopf kleine durchscheinende Härchen. Sein knochiges Gesicht war von aschgrauer, glatter Haut überzogen. Der schmale Mund war fast lippenlos, die Nase klein und scharfrückig, aber mit breiten, bebenden Flügeln. Die Augen lagen dicht beieinander. Sie lagen nicht in Höhlen, sondern ragten wie kleine schwarze Knöpfe neben der Nasenwurzel heraus. Derbe, geäderte Lider zuckten beständig darüber.

Der Fremde stand reglos da. Als sich sein Mund kaum merklich bewegte, kam kein Laut daraus hervor.

Plötzlich wurde die Szene wie von einem Erdbeben erschüttert. Ein

mächtiger Schatten brach aus dem Nichts hervor. Es war Moira. Sie schrie, daß Rhodan meinte, das Trommelfell würde ihm platzen.

»Nein! Nicht das!« schrie sie und stürzte sich auf den Humanoiden. Aber sie bekam ihn nicht zu fassen, glitt durch ihn hindurch. Moiras Erscheinung überlagerte sich mit dem Bild des Fremden. Es sah aus wie eine Doppelbelichtung. Aber während Moira um sich schlug, blieb der Fremde völlig unbewegt, rührte sich nicht von der Stelle.

Moira beruhigte sich sofort wieder, trat einen Schritt zurück und sagte: »Ihr habt nichts zu befürchten. Es handelt sich anscheinend um eine Projektion der Abruse. Sie kann euch nichts anhaben.«

Die Projektion begann langsam zu verblassen, und Rhodan und Atlan fanden sich allmählich in der Kommandozentrale des Schulungsschiffes wieder.

In diesem Moment tauchte Algaan auf.

»Ihr seid durchgefallen!« herrschte sie Rhodan und Atlan an. »Ihr seid geistig nicht geeignet, eines unserer Schiffe zu steuern. Ich wußte vom ersten Augenblick, daß ihr Schwächlinge seid, von denen wir keine Unterstützung zu erwarten haben.«

»Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen!« gab Moira scharf zurück.

\*\*\*

Die Koordinatorinnen standen in derselben Formation und Haltung da wie beim letztenmal. Es schien, als hätten sie ihre Positionen seit dem letzten Besuch nicht verändert.

»Es tut mir leid«, sagte Algaan mit falschem Bedauern. »Aber die Parresaner sind nicht geeignet, unsere Raumschiffe zu steuern. Schon die ersten Tests haben gezeigt, daß ihr Geist zu schwach ist. Sie können, simpel ausgedrückt, nicht mehrgleisig denken, um mehrere Schiffsfunktionen gleichzeitig unter Kontrolle zu haben.«

»Es müßte doch möglich sein, die Anlagen auf ihre geistigen Anlagen abzustimmen«, sagte Caliba.

»Im Prinzip schon«, stimmte Algaan zu. »Aber in der Praxis würde

das bedeuten, daß wir völlig neue Wege in der Herstellung gehen müßten. Das hieße, eigene Produktionsanlagen zu errichten, die auf die Produktion dieser modifizierten Schiffssysteme spezialisiert sind. Ein solcher Aufwand lohnt sich nicht. Er würde zuviel Zeit kosten. Inzwischen könnte uns die Abruse längst vereinnahmt haben.«

»Steht es wirklich so schlimm?« erkundigte sich die Koordinatorin Frala, der die Abneigung Algaans gegen die Galaktiker nicht entgangen war, bei Moira.

»Algaan hat recht«, gestand Moira. »Die Galaktiker werden nie in der Lage sein, eines unserer Schiffe geistig zu beherrschen. Auch nicht mit allen erdenklichen Kunstkniffen oder Modifizierungen. Sie sind mental dafür ungeeignet. Aber es gibt eine andere Möglichkeit, unsere Schiffe auf sie abzustimmen.«

»Tatsächlich?« fragte Algaan höhnisch.

»Laß deinen Vorschlag hören, Moira«, verlangte Caliba.

»Ich habe mir alles längst überlegt und Pläne ausgearbeitet, weil ich ein solches Fiasko erwartet habe«, erläuterte Moira. »Ich kenne die Galaktiker immerhin schon lange genug, um ihre Fähigkeiten richtig einschätzen zu können. Wir müssen nur improvisieren, dann können wir innerhalb eines überschaubaren Zeitraums die beabsichtigten drei Schiffe auf ihre Bedürfnisse abstimmen. Ich möchte euch nicht mit Einzelheiten langweilen. Nur soviel: Es wird nötig sein, die Raumschiffe auf manuelle Bedienung umzubauen. Es ist weiter nicht schwer, das neuronale Netz gegen ein syntronisches auszutauschen. Was die Galaktiker geistig nicht schaffen, können sie durchaus mit den Händen erledigen.«

»Damit würdest du die Schiffe jedoch wichtiger Funktionen berauben und ihre Schlagkraft geradezu halbieren!« warf Algaan ein. »Eine solche Dezimierung führt doch die ganze Aktion ad absurdum!«

»Keineswegs«, behauptete Moira. »Diese modifizierten Schiffe wären immer noch schlagkräftiger, ebenso um etliches schneller und wendiger als die Raumschiffe der Galaktiker. Und allein darauf kommt es an.«

»Wäre es denn möglich, Moiras Vorschlag innerhalb einer

vertretbaren Frist zu verwirklichen, Algaan?« wollte Caliba wissen.

»Da ist weiter nichts dabei«, sagte die Koordinatorin von Ruulem abfällig. »Wir müßten nur einige abschließende Tests machen. Umbauten, wie Moira sie vorschlägt, sind kein Problem und könnten relativ schnell vorgenommen werden.«

»Dann gehen wir nach Moiras Plan vor«, beschloß Caliba. »Wir brauchen die Unterstützung der Galaktiker.«

In diesem Moment trat eine der Koordinatorinnen aus der Reihe. Es war Syne, die auch schon beim ersten Treffen keine Reaktion gezeigt und bisher kein Wort gesprochen hatte.

Erst jetzt fiel Rhodan auf, daß ihr Gesicht im Vergleich zu den anderen Ayindi verrunzelt war und wie mumifiziert wirkte. Sie mußte uralt sein.

Sie drehte sich langsam um die Achse. Dabei betrachtete sie die Anwesenden eingehend einen nach dem anderen. Als ihr Blick Perry Rhodan und Atlan erfaßte, hielt sie inne. Die Blicke ihrer stumpfen Augen pendelten zwischen ihnen hin und her.

»Ich sehe, die Barayen sind zurückgekommen«, sagte sie mit brüchiger Stimme. »Seid ihr auf der anderen Seite gewesen? Wie war es euch möglich, euch dem Zugriff der Abruse ...«

Syne konnte nicht zu Ende sprechen. Plötzlich war sie von den anderen drei Koordinatorinnen umringt. Sie sprachen beruhigend auf sie ein, nahmen sie in die Mitte und führten sie ab.

»Was hat das zu bedeuten?« erkundigte sich Atlan bei Moira.

»Es ist mir peinlich«, sagte Moira. »Syne hat überzogen. Sie hat den Zeitpunkt überschritten, mit Würde abzutreten.«

Atlan winkte ab.

»Ich wollte nicht an Tabus rühren«, sagte er. »Ich möchte bloß wissen, warum Syne uns ausgerechnet für Barayen hielt.«

»Sie waren humanoide und euch ziemlich ähnlich, so daß sie von gleicher Abstammung hätten gewesen sein können«, antwortete Moira. »Ihr habt in der abrusischen Projektion einen von ihnen gesehen. Offenbar ist auch die Abruse einer Verwechslung erlegen.«

»Was ist aus den Barayen geworden?« fragte Rhodan.

»Sie kommen nie wieder ...«

#### 4. Zu Moiras Zeit: »Manche kommen nicht wieder.«

Auf Thyssan lebte eine kleine Kolonie von Barayen.

Moira hatte schon einige bei ihrem ersten Ausflug auf den Planeten aus der Ferne gesehen. Später war sie ihnen immer wieder begegnet, ohne sich jedoch weiter mit ihnen zu beschäftigen. Man gewöhnte sich an den Anblick dieser kleinen, recht zerbrechlichen Geschöpfe. Sie waren eben da, als zweites Intelligenzvolk des Arresums neben den Ayindi.

Erst viel später, irgendwann nachdem Leyza Dilibas Klasse übernommen hatte, wurde Moira mit den Barayen konfrontiert. Daraus ergab sich, daß sie sich näher mit ihnen zu beschäftigen hatte.

Es war zu Opan, jener Stunde, die der Abruse gewidmet war, daß Leyza wieder einmal die uralte Frage aufwarf, warum das Arresum so karg an Leben war, während das Parresum förmlich davon überquoll. So abgedroschen das Thema den Novizinnen erschien, Leyza verstand es, ihm neue Aspekte abzugewinnen. Leyza war keine große Kämpferin und überließ Lenek und Pehan anderen Lehrerinnen, die mehr von Körperertüchtigung verstanden.

Dafür war sie eine Meisterin des Wortes. Sie war eine Philosophin, die es verstand, die alten Erkenntnisse neu aufzubereiten und interessant darzubieten.

»Es gibt verschiedene Ansichten darüber, warum unsere Seite des Universums so wenige Lebensformen zu bieten hat«, dozierte Leyza. »Eine besagt, daß die negative Strangeness daran schuld ist und daß diese nur eine begrenzte Anzahl von Lebensmustern zuläßt. Das ist wohl blander Unsinn. Es heißt auch, daß das Arresum einst vom Parresum als im weiteren Sinne entartet abgetrennt wurde, zusammen mit allen störenden negativen Elementen. Das hieße, daß alles Minderwertige im Arresum seinen Platz gefunden hat, was die Entwicklung des Parresums gestört hätte. Auch das ist Quatsch. Wir haben weite Bereiche des Parresums kennengelernt, aber kaum eine

Spezies getroffen, die so fortgeschritten und ethisch so hochstehend ist wie wir Ayindi.«

Leyza machte eine kurze Pause, um ihre Worte auf die Novizinnen einwirken zu lassen.

»Letztlich gibt es sogar die Theorie, daß die Abruse die einzige Spezies ist, die das Arresum hervorgebracht hat«, fuhr Leyza in dem Bewußtsein fort, daß diese Aussage völlig neu für ihre Schülerinnen war. »Die Abruse wäre demnach die Allmacht des Arresums. Aber woher kämen dann wir, die Ayindi? Und woher stammen die Barayen? Darauf gibt es zwei Antworten. Die eine besagt, daß wir und die Barayen einst aus dem Parresum zugewandert sind. Die andere gibt uns als Ableger der Abruse aus, die sich selbstständig gemacht haben. Beide Antworten sind unbefriedigend. Wenn wir aus dem Parresum stammen, wie war es uns möglich, uns an die negative Strangeness anzupassen? Das könnte uns nur mittels eines in Vergessenheit geratenen Wundermittels gelungen sein. Wenn es ein solches Wundermittel gegeben hat, dann könnte man es vielleicht wiederentdecken und seine Wirkung umkehren, so daß es wieder möglich wäre, in unsere alte Heimat, das Parresum, zurückzukehren. Versteht ihr jetzt, warum diese Fabel viele Anhänger hat? Für manche von uns gibt es eben nur die Flucht vor der Realität als einzige Lebenshilfe. Das fällt in dieselbe Kategorie wie der Aberglaube, daß man nicht wirklich stirbt, sondern lediglich auf die andere Seite geht. Wir aber wollen von solchem Hokuspokus Abstand nehmen.«

In diesem Moment zerstörte Leyza die schönen Träume mancher Novizin. Sie fuhr fort:

»Nach neuesten Erkenntnissen muß es so gewesen sein, daß sich das Universum bald nach seiner Geburt in diese zwei Hälften geteilt hat. Arresum und Parresum haben sich erst danach in verschiedene Richtungen weiterentwickelt. Das war, bevor sich aus der Urmaterie höhere Strukturen gebildet hatten. Erst viel später wurde der Funke gezündet, der Leben entstehen ließ. Dies geschah jedoch nur im Parresum - aus irgendwelchen Gründen, die wir heute nicht mehr nachvollziehen können. Im Arresum dagegen war dieser Funke viel

schwächer, oder er wurde überhaupt nicht gezündet. Es kann daher ohne weiteres sein, daß das Leben im Arresum lediglich ein Abfallprodukt des Parresums ist. Aber es muß eine spärliche Lebenssaat in seiner ursprünglichsten Form gewesen sein, aus der sich Abruse, Ayindi und Barayen herausgebildet haben.«

Leyza hielt erneut inne. Dann sprach sie weiter:

»Um euch nicht zu sehr zu überfordern, will ich euch ein einfaches Denkmodell liefern. Stellt euch vor, ein Sämann sei durchs Parresum gereist und habe dort großzügig Leben gesät. Aber aus irgendwelchen Gründen ist dieser Lebenspflanze nie auf die andere Seite gelangt. Für das Arresum fielen bloß ein paar Körner ab, die zufällig auf diese Seite gelangt sind. Es war nicht genug, um für eine Vielfalt des Lebens zu sorgen, nicht genug, um für ein Gleichgewicht zu sorgen zwischen aggressiven Lebensformen wie der Abruse und progressiven wie uns, den Ayindi und den Barayen.«

In diesem Augenblick erschien wie auf ein Stichwort ein Baraye. Moira hatte zum erstenmal Gelegenheit, einen Vertreter dieses zweiten Intelligenzvolkes eingehend aus der Nähe zu betrachten. Er erschien ihr so schwach und zerbrechlich wie eine der immateriellen Projektionen der Abruse.

»Etwas kann aber auch an dieser Theorie nicht stimmen«, sagte Leyza abschließend. »Denn das hieße, daß die Abruse und wir aus demselben Topf stammen müßten. Und das kann nicht sein, denn die Abruse ist der Feind des Lebens. Sie läßt es nicht zu und ist bestrebt, es zu zerstören. Ihr Ziel ist ein lebloses, kristallines Universum.« Sie wies auf den kleinen, schmächtigen Barayen. »Dies ist Vogendon. Er wird euch einen Überblick über die Situation im Arresum geben.«

»Gemessen an kosmischen Maßstäben, befinden wir uns in den letzten Minuten unseres Überlebenskampfes«, sagte der Baraye mit überraschend voller Stimme. Aber er sprach das Aylos mit einem so weichen Akzent, daß er die Novizinnen zum Tuscheln animierte; sie stempelten die Barayen sofort als Schwächlinge ab. »Die Abruse hat uns eingekreist. Es wird nicht mehr lange dauern, bis sie Ayindi und Barayen voneinander isoliert hat ... Wenn wir nicht bald Mittel und

Wege finden, ihren Eroberungsfeldzug zu stoppen. Dies ist die gegenwärtige Situation.«

Vor den Augen der Novizinnen bildete sich eine dreidimensionale Grafik. Sie zeigte eine Blase, die über einen unregelmäßig dicken Schlauch mit einer anderen, kleineren Blase verbunden war. Die erste Blase stellte den Einflußbereich der Ayindi mit etwa fünf Millionen Lichtjahren Durchmesser dar, die zweite den der Barayen mit lediglich zwei Millionen Lichtjahren Durchmesser. Der Schlauch, der die beiden Enklaven miteinander verband, war rund 20 Millionen Lichtjahre lang, aber ziemlich dünn. An einer Stelle wies dieser Verbindungs schlauch eine noch viel dünnere Einschnürung auf.

Das Bild wechselte und zeigte eine Vergrößerung dieser Einschnürung. Nun wurde dargestellt, daß alles, was außerhalb des Schlauches lag, kristallisiert war. Entseelt durch abrusische Kristallstrukturen. Unzählige Pünktchen rings um diese gefährdete Stelle innerhalb der Einschnürung markierten Raumschiffe, die sich von allen Seiten dem Vormarsch der abrusischen Kristalle entgegenwarfen. Aber die Grafik zeigte deutlich, daß die Einschnürung immer enger wurde. Sie betrug nur noch 200.000 Lichtjahre.

»Es ist bloß eine Frage der Zeit, bis die Abruse an dieser Stelle den Verbindungsschlauch geschlossen hat«, erläuterte Vogendon mit seiner samtenen Stimme, die nicht in der Lage zu sein schien, irgendwelche Emotionen auszudrücken. »Wenn es einmal soweit ist, dann werden Ayindi und Barayen für immer voneinander getrennt sein und müssen jeder für sich den Kampf gegen die Abruse weiterführen. Das wäre gleichbedeutend mit dem Untergang unseres Volkes. Denn ohne die Unterstützung der Ayindi würden wir uns in unserer Enklave nicht lange halten können. Eine Trennung würde aber auch den Untergang der Ayindi beschleunigen. Darum ist es lebenswichtig, alles daranzusetzen, diese Lücke offenzuhalten. Das erfordert von den Ayindi große Opfer. Aber wenn sie nicht bereit sind, diese Opfer zu bringen, ist der Sieg der Abruse nicht mehr aufzuhalten.«

Moira wurde nun klar, daß Vogendon Politik machte. Sie verstand nur nicht, wieso er sich mit diesem Anliegen an Novizinnen wandte,

anstatt an die Führungskräfte der Ayindi. Sie erfuhr es sogleich. Der Baraye sagte:

»Die Ayindi sind mit ihrem eigenen Überlebenskampf vollauf beschäftigt. Zudem haben sie über die Passageplaneten eine zweite Front im Parresum aufgebaut. Man hat mir zu verstehen gegeben, daß man die militärischen Zuwendungen an die Barayen nicht mehr im bisherigen Ausmaß aufrechterhalten kann. Eine weitere Unterstützung für unser Volk könnte nur noch auf freiwilliger Basis geschehen. Ich suche darum im Namen meines vom Untergang bedrohten Volkes nach Freiwilligen, welche die Barayen im Kampf gegen die Abruse unterstützen.«

Vogendon verabschiedete sich mit einer Handbewegung von den Novizinnen und trat ab.

»Ich meine, dies ist die Stunde, in der die Ayindi zeigen können, daß für sie Freundschaft kein leerer Begriff ist«, sagte Leyza. »Ich werde um meine Versetzung nach Axxach, dem Würgegriff der Abruse, ersuchen. Ich stelle es meinen Schülerinnen frei, mich ins Kampfgebiet zu begleiten. Die Ausbildung soll dort in vollem Umfang fortgesetzt werden.«

Fast alle Novizinnen gingen mit Leyza. Ihr schlossen sich auch Balina und Negera an, die für Leyza zu Lenek und zu Apus eingesprungen waren; beide waren Meisterinnen der Körperbeherrschung.

\*\*\*

Moiras neues Zuhause war eine Weltraumstation von gigantischen Ausmaßen, die sich im Zentrum des Würgegriffs befand. Moira fühlte sich ungemein geschmeichelt, daß sie eines der Schiffe, mit denen die Novizinnen ins Zielgebiet flogen, allein steuern durfte. Leider dauerte der Flug über diese Distanz nicht lange genug und verlief auch ohne besondere Vorkommnisse, so daß Moira nicht ihr ganzes Können zeigen konnte. Aber es zeigte ihr wenigstens, daß Leyza an sie glaubte.

Zuerst war das Verhältnis zwischen Lehrerin und Novizin nicht das beste gewesen. Moira hatte Leyza in allem an Diliba gemessen; dabei

mußte sie einfach schlecht abschneiden. Aber allmählich erkannte Moira, daß Dilibas Nachfolgerinnen andere Qualitäten besaßen. Besonders hatte es Moira imponiert, wie sich Leyza für die Barayen einsetzte.

Was Leyza nicht so deutlich ausgesagt hatte, was Moira aber nach der Ankunft in Axxach rasch erkannte, war, daß die Ayindi die Barayen bereits so gut wie aufgegeben hatten. Sie zogen nach und nach ihre Streitkräfte zurück und schränkten auch ihre wissenschaftlichen Experimente immer mehr ein.

Die Barayen wären auf sich allein gestellt gewesen, hätte es nicht das Korps der Freiwilligen gegeben. Die Korpsmitglieder nannten sich selbst Kapunda - die Verdammten. Denn sie wußten, daß sie auf verlorenem Posten standen.

Die abrusischen Kristallstrukturen waren unaufhaltsam im Vormarsch. Als Moira im Einsatzgebiet eintraf, hatte Axxach nur noch einen Durchmesser von 180.000 Lichtjahren. Einige Thyssan-Jahre noch, dann würde sich dieses Nadelöhr schließen.

Das Korps der Verdammten arbeitete unermüdlich daran, den Vormarsch der Abruse vielleicht doch zu stoppen.

Leyza führte ihre Novizinnen auf einer Exkursion durch die Weltraumstation, die zum Großteil aus Experimentierstätten bestand. Hier arbeiteten Ayindi und Barayen Schulter an Schulter an neuen Methoden zur Bekämpfung der Abruse.

Ihre Lehrerin führte sie auch in einen Sektor, in dem an einem Kampfanzug gearbeitet wurde, der als völlig neue Wunderwaffe gehandelt wurde. Moira verstand die wissenschaftlichen Erklärungen nicht ganz. Aber es ging darum, daß das Material des Kampfanzuges aus kristallinen Strukturen bestand, die auf abrusische Kristalle eine vernichtende Wirkung haben sollten. Die bisherigen Testserien waren jedenfalls vielversprechend. In einigen Jahren sollte der Kristallanzug einsatzbereit sein. Wenn es keine Rückschläge gab, konnte dies noch rechtzeitig vor der endgültigen Schließung des abrusischen Würgegriffs sein.

Moira fieberte mit den Wissenschaftlern mit.

Zum erstenmal lernte Moira auch die Kampfstrategie der Abruse kennen. Sie war einfach und wirksam. Die lebenvernichtenden Kristallschiffe brachen an einer Stelle in breitgefächerter Formation durch - und stets an neuralgischen Punkten. Bis die vereinten Streitkräfte der Ayindi und Barayen in Stellung gegangen waren und das Feuer eröffnen konnten, hatten die Schiffe stets etwas an Raum gewonnen und somit weitere Gebiete erobert.

Es war immer derselbe Vorgang. Der Großteil der Kristallflotte wurde abgeschossen. Aber einigen Einheiten gelang es immer, ein oder zwei Sonnensysteme zu erreichen und sich auf Planeten niederzulassen. Die abrusischen Kristalle breiteten sich auf ihnen aus, zerstörten alles Leben, und ihre Ausstrahlung sorgte dafür, daß sich die Schiffe der ayindisch-barayischen Allianz nicht mehr auf Schußweite nähern konnten. Der abrusischen Vorhut folgten dann ganze Flotten von Kristallschiffen und bildeten einen Brückenkopf, der Ausgangsbasis für den nächsten Eroberungsfeldzug war.

Dieses gelenkte Vorgehen untermauerte die Vermutung, daß es hinter den Kristallflotten vernunftbegabte »Kommandanten« geben mußte, die Strategien entwickelten und die Flottenbewegungen koordinierten.

Es war ein Vormarsch der kleinen Schritte. Aber da es kein Mittel gab, einmal verlorenes Terrain zurückzuerobern, war es auch ein unaufhaltsamer Vormarsch. Nach einiger Zeit hatte das Nadelöhr Axxach nur noch einen Durchmesser von 150.000 Lichtjahren.

Die Ayindi zogen weitere offizielle Truppenverbände zurück. Die so entstandenen Lücken konnten durch Freiwillige nicht geschlossen werden. Die abrusischen Kristalle breiteten sich Lichtjahre um Lichtjahre aus.

Alles wartete auf die Fertigstellung der Wunderwaffe. Aber man war nicht soweit, Kristalle züchten zu können, die abrusische Strukturen eliminierten. Solche Killer-Kristalle waren noch Zukunftsmusik.

Inzwischen mußten sich die Alliierten mit Notlösungen behelfen. Manchmal muteten solche verzweifelten Versuche geradezu grotesk an. Moira und zwei weitere Novizinnen namens Linas und Caris flogen mit

ihren Lehrerinnen Balina und Negera einen solchen hoffnungslosen Einsatz. Ihr Raumschiff hieß ZUNDA. Ausgangsbasis war ein der alliierten Flotte vorgelagertes Fort. Ihr Ziel war ein gefährdetes Sonnensystem mit drei Planeten in einer Kleingalaxis, die bereits zur Hälfte kristallisiert worden war. Damit strahlte es zwar schon selbst, aber natürlich noch lange nicht in voller Stärke. Fernortungen ließen darauf schließen, daß der zweite Planet dieses Sonnensystems das nächste Ziel der Kristallflotten sei. Es handelte sich um eine Sauerstoffwelt, die von Barayen besiedelt gewesen, aber inzwischen aufgegeben worden war.

Die Schiffe der Alliierten bildeten eine Phalanx, um die Kristallschiffe entsprechend zu empfangen. Aber aufgrund der Statistiken war klar, daß dem einen oder anderen Kristallobjekt der Durchbruch gelingen würde. Aufgabe der ZUNDA war es, fernzusteuern die Kampfroboter auf dem Planeten abzusetzen und sich dann zurückzuziehen. Die Roboter waren zugleich hochbrisante Bomben, die im Notfall gezündet werden sollten.

Der Auftrag wurde ausgeführt, die Roboter wurden ausgesetzt. Die ZUNDA zog sich zum Fort zurück.

Dann tauchten die Kristallschiffe in breiter Front auf. Die Alliierten setzten ihnen ihre ganze Feuerkraft entgegen, und die Kristallschiffe vergingen eines nach dem anderen. Aber einem von ihnen gelang der Durchbruch, es bestätigte damit die Statistik. Der Kristall landete auf der Sauerstoffwelt, und über die ferngesteuerten Roboter war zu sehen, wie sich die Planetenoberfläche unter dem Kristallisierungsprozeß schnell zu verwandeln begann. Einer nach dem anderen fielen die Roboter aus. Und mit ihnen die Bomben.

Balina gab noch rechtzeitig den Zündimpuls, bevor alle Roboter ausfallen konnten. Die Folge war eine gigantische Explosion, die den Planeten förmlich in Stücke riß. Balina und Negera triumphierten. In ihrer Euphorie über diesen Triumph vergaßen sie alle jene Vorsichtsmaßnahmen, die sie selbst den Novizinnen unermüdlich eingehämmert hatten. Sie setzten Moira und die beiden anderen im Fort aus und steuerten das Explosionsgebiet an. Die letzten Bilder, die

die ZUNDA lieferte, zeigten einen Schwarm wild rotierender Planetentrümmer, die im Kristallisierungsprozeß begriffen waren.

Einige davon vergingen im Feuer der ZUNDA, bevor das Raumschiff mit Balina und Negera in das tödliche Strahlungsfeld geriet und die Bildübertragung ausfiel. Ein Kristallstück hatte die tödliche Distanz so schnell unterschritten, daß alle Reaktionen zu spät kommen mußten.

»Warum habt ihr sie nicht an diesem Wahnsinn gehindert?« herrschte Moira die Kommandantin des Forts in wütendem Schmerz an.

»Keine Ayindi, für die die Zeit gekommen ist, könnte sich einen schöneren Abgang schaffen als die beiden!« war die lapidare Antwort.

Moira ging der Sache nach und machte eine neue Erfahrung. So wie die Geburt fiel auch der Tod bei den Ayindi in die Kategorie des Unaussprechlichen.

Leyza nahm Moira gegenüber dennoch dazu Stellung. Eigentlich war es die Lehrerin, die der Novizin das Thema zur Diskussion bot.

\*\*\*

Moira mochte um die fünfzig Standardjahre alt gewesen sein und stand in der letzten Phase ihrer Ausbildung, als Leyza ihr eröffnete:

»So schwer es mir auch fällt, Moira, ich muß mich von dir verabschieden. Ich gehe heim.«

»Und deine Aufgaben? Du könntest...«

Die Lehrerin gebot ihr Schweigen. »Eigentlich bräuchte ich mich dir gegenüber nicht zu rechtfertigen«, sagte Leyza. »Es wäre sogar geziemender, Stillschweigen zu bewahren. Aber ich nehme mir einfach das Recht, dich aufzuklären. Ich bin schließlich deine Lehrerin.«

Leyza legte eine kurze Pause ein, bevor sie verlegen zu sprechen begann. Jede Ayindi erreichte einmal ein Alter, in dem sie spürte, daß sie ihren geistigen und körperlichen Zenit überschritten hatte.

Bei Leyza war es nun soweit. Sie spürte bereits, wie ihre Kräfte nachließen. Ayindi waren über eine lange Zeit körperlich und geistig voll da. Aber dann alterten sie auf einmal rasend schnell. Wenn eine

Ayindi die ersten Anzeichen des fortschreitenden Alterungsprozesses an sich entdeckte, dann hatte sie rechtzeitig Vorbereitungen zu treffen, um freiwillig aus dem Leben zu scheiden.

In einem Universum, in dem der Überlebenskampf an erster Stelle stand, war für Alte und Gebrechliche kein Platz. Die Überlebensgesellschaft konnte sich nicht mit Sozialfällen abgeben. Sie waren Ballast, Schmarotzer. Darum war es die Pflicht einer jeden Ayindi, selbst für einen entsprechenden Abgang zu sorgen. Manche taten es, indem sie noch eine letzte Großtat setzten, indem sie sich im Kampf gegen die Abruse opferten. Das war eine der am häufigsten praktizierten Methoden.

Oder aber man beteiligte sich bei einem der Vorstöße ins Parresum, wenn gerade solche unternommen wurden. Balina und Negera hatten Erfüllung darin gefunden, daß sie in einem letzten Aufbäumen gegen die Abruse in den Tod gingen.

Das hatte die Kommandantin des Forts mit einem schönen Abgang gemeint.

»Fast alle Ayindi, die sich für das Korps der Verdammten gemeldet haben, sind Alte, die ihr Ende in Sicht haben. Auch ich gehöre dazu. Aber ich bringe es nicht über mich, mein Leben der Abruse zu opfern. Ich war nie eine Kämpferin. Ich ziehe ein ruhiges, beschauliches Ende vor. Ich bin nämlich der Überzeugung, daß man, wenn man so handelt wie Balina und Negera, den gegenteiligen Effekt erzielt und die Abruse nur stärkt. Tut mir leid, Moira, wenn ich dich mit dieser Einstellung enttäusche. Aber ich kehre auf meine Ursprungswelt Thyssan zurück und werde dort einfach zu atmen aufhören. Meine Körperfunktionen einstellen. Das ist die einzige vertretbare Art für mich, der Allgemeinheit nicht zur Last zu fallen.«

Es dauerte Jahre, bis Moira Leyza ihre eigenbrötlerische Handlungsweise verzeihen konnte. Aber ganz begriff sie nie, wie man so realitätsfremd sein konnte und lieber in Frieden aus dem Leben schied als im Kampf. Es war eine geradezu abartige Philosophie zu behaupten, daß ein aufopfernder Waffengang, in welcher Form auch immer er vorgetragen wurde, die Abruse stärken würde. Feigheit war

es vielmehr, die den Bestrebungen der Abruse Vorschub leistete.

Man stelle sich ein Heer von Philosophen wie Leyza vor, die die Abruse mit klugen Worten in Schach zu halten versuchen. Gut und schön. Worte können nicht kristallisieren. Aber sie verhallen auch wirkungslos im kristallisierenden Universum.

Balina und Negera hatten richtig gehandelt. Wenn einmal ihre Zeit gekommen war, würde Moira ebenso handeln.

\*\*\*

Die Situation in Axxach spitzte sich zu. Der Würgegriff der Abruse wurde immer stärker. Es gab nur noch eine winzige Lücke von 100 Lichtjahren, die eine Verbindung zwischen der Enklave der Barayen und dem Lebensraum darstellte. Sie befand sich in der Randzone jener Kleingalaxis, in der Balina und Negera Abschied genommen hatten. Und diese wurde immer enger. Aber der Verbindungsschlauch hatte sich auch an anderen Stellen besorgniserregend verengt. Die Abruse schien zur Generaloffensive gegen das Leben in diesem Teil des Parresums zu blasen.

Die Ayindi hatten die meisten ihrer Kräfte zurückgezogen. Nur noch ein Häufchen Freiwillige harzte bei Axxach aus. Es waren durchweg Alte - und einige Novizinnen aus Moiras Jahrgang. Die anderen waren mit Leyza heimgekehrt, um ihre Ausbildung in der Sicherheit der Schulungsplaneten abzuschließen.

Moira dagegen sah ihre Chance, sich in der direkten Konfrontation mit der Abruse zu stählen. Sie bekam ihr eigenes Raumschiff, denn an Material und technischer Unterstützung fehlte es nicht, und brauchte sich nicht mit einem Simulator zu begnügen. Zudem hatte sie mit Vogendon Freundschaft und die Barayen überhaupt ins Herz geschlossen. Mit ihr blieben von den Novizinnen nur Linas, Caris, Sida und Orana auf diesem letzten Schlachtfeld der Barayen zurück.

Die Hoffnung, daß die Wunderwaffe rechtzeitig fertiggestellt wurde, hatte sich leider nicht erfüllt. Es hatte immer wieder Rückschläge gegeben. Vor allem war es nicht gelungen, Kristallkulturen zu züchten,

die tatsächlich in der Lage waren, abrusische Kristalle zu killen. Diese Killer-Kristalle steckten nach wie vor in der Entwicklungsphase. Dennoch waren die Barayen in ihrer Verzweiflung entschlossen, ihre Wunderwaffe gegen die Abruse einzusetzen. Die aus diesen Killer-Kristallen gewobenen Kampfanzüge waren ihre letzte Hoffnung.

Die Barayen hatten die Serienproduktion der Kampfanzüge schon vor Jahren begonnen. Nun verfügten sie über Tausende von ihnen. Sie rüsteten ein ganzes Heer damit aus und verteilten es über ein Dutzend ihrer letzten Bastionen von Axxach.

Vogendon war einer von den zwölf Befehlshabern. Er sah in seinem Kampfanzug zum Fürchten aus, als er sich zu einer abschließenden Lagebesprechung mit dem Häufchen aufrechter Ayindi traf. Vogendon wirkte in seinem klobigen Kampfanzug so groß wie Moira. Sein Gesicht hinter dem durchscheinenden Helm aus Killer-Kristallen wirkte winzig und wurde zudem noch verzerrt. Sie unterhielten sich über Sprechfunk.

»Du darfst uns Glück wünschen, Moira«, drang seine sanfte Stimme zu ihr. »Vielleicht geschieht das Wunder, und wir können auf diese Weise Inseln des Lebens bilden, gegen die die Abruse machtlos ist.«

»Daran vermag ich leider nicht zu glauben«, versetzte Moira in ihrer direkten Art. »Mir wäre es lieber, ihr würdet in eure Enklave heimkehren und euren Erfindungsreichtum für den weiteren Kampf gegen die Abruse verwenden. Dieser Akt erscheint mir dagegen sinnlos.«

»Wir müssen es versuchen«, beharrte Vogendon. »Denn ohne den starken Arm der Ayindi sind wir sowieso machtlos gegen die Abruse.«

»Es tut mir leid, daß euch mein Volk im Stich gelassen hat. Aber wir paar Aufrechte werden euch so lange wie möglich Feuerschutz geben.«

Dies waren die letzten Worte, die Moira mit einem Barayen wechselte. Von ihrer STYX aus beobachtete Moira, wie die Transporter der Barayen die zu verteidigenden Planeten anflogen und die Krieger in ihren monströsen Killer-Anzügen ausluden.

Dann aber tauchten die Kristallschiffe auch schon in breiter Front auf. Es waren Tausende - zu viele, als daß das kleine Häufchen der

Ayindi eine Chance gehabt hätte, sie wirkungsvoll zu bekämpfen.

Moira stieß mit ihrer STYX vor, schoß ein Kristallschiff nach dem anderen ab, mußte sich jedoch rasch wieder zurückziehen, als einem der abrusischen Kristalle der Durchbruch gelang. Damit war die erste Bastion der Barayen gefallen. Die letzten Bilder, die Moira geliefert bekam, zeigten die vermummten Barayen in ihren Kampfgleitern, wie sie auf den herabsinkenden Kristall zusteuerten, um ihn zu durchbohren und mit den Killer-Kristallen zu eliminieren.

Sie starben im nächsten Moment. Vielleicht verhalf ihnen die Vermummung zu einem oder zwei Atemzügen mehr. Aber es war zu wenig. Das Opfer nicht wert.

Auf diese Weise fiel eine barayische Bastion nach der anderen, bis Axxach durch kristallisierte Welten versiegelt war. Von Vogendon bekam Moira kein Lebenszeichen mehr. Aber es war klar, daß er dasselbe Schicksal erlitten hatte wie seine Kampfgefährten. Alle zwölf Bastionen waren in den abrusischen Kristallstrukturen untergegangen.

Vogendons Tod stand als Symbol für den Untergang eines ganzen Volkes. Denn wie Vogendon ganz richtig gesagt hatte: Ohne den starken Arm der kämpferischen Ayindi waren die schwächlichen Barayen ohne Zukunft.

Moira machte ihr Volk für den Niedergang der Barayen verantwortlich. Sie war der Meinung, daß die Ayindi durch ihre Aufopferung dieses zweite Intelligenzvolk des Arresums hätten retten können. Erst später sah sie ein, daß dies eine falsche Schuldzuweisung war.

Es war absolut richtig, eine Bastion zu stärken, anstatt die Kräfte aufzusplittern und damit den schleichenden Vormarsch der Abruse nur beschleunigen zu helfen.

Aber in diesen Tagen war der Schmerz über den endgültigen Verlust von guten Freunden stärker als alle Ratio.

Moira hielt bis zuletzt die Stellung. Sie kämpfte noch gegen die abrusischen Einheiten, als alle anderen Einheiten längst schon geflüchtet oder der Abruse zum Opfer gefallen waren. Damals war es ihr egal, ob sie überlebte oder auf die andere Seite eingehen würde.

In dieser Zeit des Kampfes lernte sie mehr, als ihr die restliche Ausbildung hätte bescheren können. Ihre Reaktionen wurden immer schneller. Sie wurde eins mit der STYX. Sie lernte Tricks und Taktiken, die ihr niemand hätte beibringen können, weil diese aus dem Moment der Gefahr geboren wurden ...

## 5. Gegenwart: Die Tests

Die Technik war wichtig. Aber letztlich hing alles vom Bedienenden ab. Manchmal war es gut, ein Kristallschiff im direkten Anflug zu beschließen. Dann nämlich, wenn man auf genügend große Distanz war. Solche Volltreffer im freien All führten stets zur völligen Vernichtung abrusischer Objekte. Ayindische Geschütze hatten eine große Reichweite, exakte Zielgenauigkeit und eine unglaubliche Schlagkraft. Kam man einem abrusischen Kristall jedoch gefährlich nahe, dann war es besser, ihm auszuweichen und im Vorbeiflug einen schwächer dosierten Treffer zu landen - und ihm erst beim Rückzug den Rest zu geben. Vor allem mußte man den Feind abschießen, bevor die Todesstrahlung einen selbst umbrachte. Diese Strahlung breitete sich lichtschnell aus - also blieb nur sehr wenig Zeit.

In jedem Fall kam es auf die Reaktionsschnelligkeit an.

Es war ein Handikap, daß eine gedankenschnelle Befehlsübertragung nicht möglich war. Aber in wirklich kritischen Fällen mußte man sich eben auf die Automatik verlassen. Ansonsten war es klüger, lieber eine kleine Verzögerung in Kauf zu nehmen und individuell zu handeln. Der Schußwinkel war oft ausschlaggebend, das erkannte ein Schütze sehr schnell. Denn wenn man den Trümmern eines getroffenen Kristallschiffes zu nahe kam, konnte das immer noch verheerende Auswirkungen haben.

Die Bilder erloschen urplötzlich. Moiras von den Locken wie aus Stahlwolle umrahmtes Gesicht tauchte dicht vor ihm auf.

»Das war schon ganz passabel, Perry Rhodan«, lobte sie. »Ich habe mir erlaubt, dir während der Schulung auch gleich ein wenig Unterricht

in ayindischer Geschichte zu geben. Übrigens, wäre es möglich, daß ich die Terraner deswegen liebe, weil sie mich so sehr an die Barayen erinnern?«

»Auch Arkoniden sind Menschen«, rief sich Atlan vom anderen Simulator in Erinnerung.

»Daß du dir dessen endlich bewußt wirst, Atlan«, sagte Moira und lachte schallend.

\*\*\*

Die Adaption der Instrumente auf galaktische Bedürfnisse machte gute Fortschritte. Die Ayindi bauten zuerst Multifunktions-Bedienungs-Sticks in die Armlehnen der schwebenden Kommandositze aus Formenergie ein. Doch diese erwiesen sich als nicht handhabbar genug. Jede kleinste Veränderung ihrer Lage löste irgendeine Funktion aus. Ein kurzer Ruck nach rechts konnte das Schiff in diese Richtung steuern. Bewegte man den Stick jedoch nur um Millimeter weiter, wurde gleichzeitig gefeuert.

»Nicht einmal eure Hände sind für die Bedienung der Instrumente sensibel genug«, sagte Algaan abfällig. »Ich würde die ganze Angelegenheit am liebsten bleibenlassen.«

Das war natürlich nur reine Schikane. Nach Rhodans und Atlans Anweisungen wurde schließlich ein Trackball auf beiden Armstützen für Steuerung und Beschleunigung sowie ein Sensorfeld für die allgemeinen Schiffsfunctionen konstruiert. Dieses Instrumentarium bedienten die beiden Galaktiker bald wie Virtuosen. Nachdem einige Verfeinerungen und Vereinfachung in der Bedienung vorgenommen wurden, beherrschten sie die Instrumente schließlich perfekt. Das Sensorfeld wurde danach in zwei Felder unterteilt. Eines für Defensivaktionen und eines für die Offensive.

Dazu gab es eine Automatik, die in jedem Fall Priorität besaß und die Schiffskontrolle übernahm, wenn sie Handlungsbedarf erkannte. Dies konnte bei Verzögerung durch die Bedienenden eintreten, wenn diese zu einer allgemeinen Gefährdung führte. Aber das war bei den

Raumschiffen der Galaktiker nicht anders; ein Syntron übernahm im Gefahrenfall auch selbständig Schutzfunktionen.

Perry Rhodan und Atlan mußten allerdings einige Abstriche in Kauf nehmen. Vor allem was die Wirksamkeit der Geschütze, der Defensivsysteme und des Überlichtantriebs betraf. Algaan begründete diese Reduzierungen mit dem Fehlen einer Mentalsteuerung.

Aber das kauften ihr die Galaktiker nicht ab.

»Was soll der Überlichtfaktor mit der Gedankensteuerung zu tun haben?« wollte Atlan wissen. »Warum sollen wir nicht auch durch manuelle oder automatische Steuerung einen Überlichtfaktor von mehreren Milliarden erzielen können?«

»Das zu erklären wäre zu mühsam«, redete sich die Ayindi heraus. »Ihr würdet es letztlich doch nicht verstehen.«

»Du könntest es wenigstens versuchen, Algaan«, verlangte Rhodan. Aber die Ayindi war dazu nicht bereit. Sie war nicht einmal bereit, ihnen die Funktionsweise der verschiedenen Syntrons zu erklären. Sie redete sich stets damit heraus, daß dies entweder zu langwierig wäre oder daß die Galaktiker es ohnehin nicht verstehen würden. So wußten sie letztlich nicht einmal, auf welcher Basis die Strahlengeschütze arbeiteten und welcher Art der Überlichtantrieb war. Algaan äußerte sich nicht einmal darüber, eine wie hohe Überlichtgeschwindigkeit sie den Galaktikern zubilligen würde.

»Das hängt alles von den Abschlußergebnissen der Tests ab«, sagte sie ausweichend.

»Ich möchte nur wissen, was sie gegen uns hat«, murkte Atlan, als er mit Rhodan allein war. »Sie boykottiert uns. Dabei sollen die Schiffe im Dienste ihres Volkes eingesetzt werden. Könnte es sein, daß die Abruse die Kontrolle über Ayindi übernehmen und sie nach ihrem Willen steuern kann? Algaan wäre für mich eine erste solche Kandidatin.«

»Das erscheint als zu weit hergeholt«, erwiderte Rhodan. »Wenn dies tatsächlich möglich wäre, müßten die Ayindi diese Gefahr längst schon erkannt und eine entsprechende Abwehr ergriffen haben. Die Antwort ist einfacher: Algaan mag Parresaner aus irgendwelchen

Gründen nicht.«

»Das wird unsere Schiffe einiges an Schlagkraft kosten«, sagte Atlan bedauernd. »Was für einen Sinn hat es, wenn wir Rochenschiffe bekommen, die mit einem Überlichtfaktor von zweihundert Millionen durchs Arresum bummeln?«

»Das wäre immerhin noch fast der dreifache Wert, den unsere eigenen Schiffe erzielen«, erinnerte Rhodan.

»Du weißt schon, wie ich das meine. Was sind schon zweihundert Millionen gegen mehrere Milliarden! Wenn wir etwas gegen die Abruse unternehmen sollen, können wir das effektiv nur mit voll funktionierender ayindischer Technik tun. Es wäre schließlich auch zu unserem eigenen Schutz.«

»Wir sollten ein ernstes Wort mit Moira reden«, meinte Rhodan. »Oder mit dem Gremium der vier Koordinatorinnen. Die scheinen uns gewogener als Algaan.«

Aber eine solche Unterredung wurde ihnen von Algaan aus Zeitgründen nicht gewährt.

»Wir müssen weiterkommen, die Zeit drängt«, behauptete sie knapp. »Und was Moira betrifft: Sie ist im Augenblick unabkömmlich. Die Söldnerin muß sich einer Reihe von Untersuchungen unterziehen.«

Aus Algaans Mund klang »Söldnerin« wie ein Schimpfwort. Dieser in diesem Falle abwertend gemeinte Beiname würde Moira wohl ewig anhängen. Zwei Millionen Jahre im Dienste verschiedener Herren stempelten einen ab.

»Welche Untersuchungen?« wollte Atlan wissen.

»Nun«, sagte Algaan gedehnt und betrachtete die Galaktiker dabei prüfend, »ihr wißt, daß Moira etwas anders ist als andere Ayindi. Sie unterscheidet sich in einem wesentlichen Punkt von uns.«

»Du meinst ihre Haare«, sagte Rhodan. »Was ist damit?«

»Das müßtet ihr besser wissen.« Algaan wechselte schnell das Thema. »Machen wir den nächsten Test. Ich möchte eure Körperfunktionen unter bestimmten Bedingungen prüfen.«

Die folgenden Tests wurden zu einer einzigen Tortur für Rhodan und Atlan. Sie wurden extremen Schwerkraftverhältnissen bis an die

Grenze der Belastbarkeit ihrer Körper ausgesetzt. Sie mußten verschiedene Sauerstoffgemische atmen, bis sie zu ersticken meinten. Und schließlich quälte Algaan sie mit Elektroschocks und begann sie dabei gleichzeitig zu befragen. Das alles glich einem Verhör dritten Grades.

Nachdem diese angeblichen Tests abgeschlossen waren, faßten Rhodan und Atlan übereinstimmend einen Entschluß.

»Wir machen das nicht länger mit«, erklärte Perry Rhodan der Ayindi, die sich als ihr Folterknecht entpuppt hatte. »Wir möchten sofort zurückgebracht werden. Dieser Entschluß ist unumstößlich. Ihr könnt sehen, wie ihr allein mit der Abruse zurechtkommt.«

Das brachte Algaan ziemlich aus dem Häuschen. Es war ihr anzumerken, daß dies unangenehme Konsequenzen haben würde.

»Es tut mir leid, euch Pein zugefügt zu haben«, bedauerte die Ayindi, und es klang ehrlich. »Aber es mußte sein. Und die Ergebnisse geben mir recht.«

»Wolltest du uns in den Wahnsinn treiben?« rief Rhodan erbost. »Das wäre dir beinahe gelungen.

»Ich wollte nur den Schlüssel für Moiras Wahnsinn finden«, antwortete Algaan.

»Da liegt also der Hund begraben«, sagte Rhodan, und es war ihm egal, ob Algaan die Übersetzung seiner Worte verstand oder nicht. »Es geht um Moiras Haare. Du bringst uns damit in Zusammenhang? Das ist völlig grotesk.«

Es war eine Wiederholung der Geschehnisse mit anderen Vorzeichen. Zuerst hatten die Ayindi Moira wegen ihrer Andersartigkeit für eine Spionin der Damurial gehalten. Da sich das als unwahr herausgestellt hatte, schienen sie sie nun als Agentin in Diensten der Galaktiker zu verdächtigen.

»Wir haben Moira einer Reihe von Untersuchungen unterworfen und festgestellt, daß sie manipuliert wird«, erläuterte Algaan. »Und wir glauben auch zu wissen, von wem. Sie hat uns ihre Lebensgeschichte erzählt. Nicht ganz wahrheitsgetreu vermutlich, aber wir haben die Wahrheit herausgehört. Ihr Galaktiker nehmt dabei eine zentrale Stelle

ein.«

»Das ist doch lächerlich«, entfuhr es Atlan. »Konfrontiere uns mit Moira, damit wir diese unsinnigen Anschuldigungen entkräften können.«

»Das läßt sich machen«, sagte Algaan nach kurzer Überlegung. »Aber glaubt nur ja nicht, daß ihr sie in eurem Sinne beeinflussen könnt.«

\*\*\*

Moira schwebte, in ein fluoreszierendes Energiefeld gehüllt, mitten im Raum. Ihr mächtiger Körper rotierte langsam um die Längsachse. Dabei wurde sie durchleuchtet, so daß abwechselnd die verschiedenen Schichten ihres Innenlebens zu sehen waren. Abwechselnd wurden ihre Muskelstränge, die Nervenbahnen und das Skelett freigelegt. Für die Galaktiker war es ein faszinierender Anblick, Moira zum erstenmal ohne Rüstung zu sehen.

Dasselbe geschah auch mit ihrem Kopf. Obwohl man ihr den Helm abgenommen hatte und sie völlig nackt war, schien sie noch eine zusätzliche Knochenplatte auf dem Schädel zu tragen. Von diesem Aufsatz nahmen die achtundsiebzig gelockten Haarsträhnen ihren Ausgang. Es war nun deutlich zu erkennen, daß diese »Haare« in den Blutkreislauf und ins Nervensystem einbezogen waren. Sie »lebten«.

»Das ist nicht bloß eine Perücke«, stellte Perry Rhodan völlig verblüfft fest.

»Nein, es lebt«, sagte Algaan sachlich. »Es ist jener Faktor, der Moira unsterblich macht und im Parresum lebensfähig - aber sie ist auch seine Sklavin.«

»Wie nimmt Moira selbst dazu Stellung?« fragte Atlan.

»Sie leugnet natürlich, etwas anderes als sie selbst zu sein.«

»Könnte man also sagen, daß sie schizophren ist?«

»So einfach liegt die Sache nicht«, antwortete Algaan und sah den Arkoniden aus den Augenwinkeln mißtrauisch an. Sie hielt die Galaktiker wohl nach wie vor für schuldig an Moiras Zustand. »Es

handelt sich um keine Geisteskrankheit. Als Krankheit kann man Moiras Zustand gewiß nicht bezeichnen.«

»Kann ich mit ihr sprechen?« fragte Rhodan.

Algaan forderte ihn mit einer Handbewegung dazu auf.

»Moira, hier spricht Perry Rhodan«, meldete sich der Terraner.

»Kannst du mich hören?«

»Es tut gut, deine Stimme zu hören, Barbar«, kam Moiras Stimme aus einer unbestimmbaren Quelle. Insgeamt klang sie deprimiert.

»Sieh nur, was meine eigenen Leute mit mir machen.«

»In gewisser Weise hast du dir das selbst zuzuschreiben, Moira«, tadelte Rhodan. »Du hast ihnen nicht die Wahrheit über dich gesagt. Du hast sie ebenso belogen wie uns.«

»Euch bin ich keine Rechenschaft schuldig!«

»Aber deinem Volk schon. Was hat es mit deinem Kopfschmuck auf sich?«

»Er hat für mich dieselbe Wirkung wie der Unsterblichkeits-Chip für dich. Und er hat mir das Überleben im Parresum ermöglicht.«

»Er führt ein Eigenleben.«

»Ist nicht wahr. Es ist ein geklontes Implantat. Ein nützlicher Zusatz für mich. Ich habe alles unter Kontrolle.«

»Gelegentlich hatten wir aber einen anderen Eindruck.«

»Das liegt daran, daß ich mich mit Notlügen herauszureden versucht habe.«

»Moira hat uns einzureden versucht, daß es sich bei dem Ding auf ihrem Kopf lediglich um einen Kriegschmuck handelt«, fügte Algaan spöttisch hinzu. »Aber wir haben sie demaskiert.«

»Warum hast du deine Artgenossen belogen, Moira?« setzte Perry Rhodan das Gespräch fort. Er war selbst am meisten verwundert darüber, daß ihn Algaan so ohne weiteres gewähren ließ.«

»Du kennst die Ayindi nicht, Perry«, sagte Moira. »Du weißt aber zumindest, wie heftig sie bei meinem ersten Auftauchen reagierten. Daraus mußte ich die Konsequenzen ziehen. Mein Volk hat sich in den Millionen Jahren nicht geändert. Es ist hart und unnachgiebig geblieben.«

»Wie bist du zu diesem sogenannten Implantat gekommen?«

Es entstand eine Pause, in der nur Moiras schwerer Atem zu hören war. »Das war kurz vor der Begegnung mit Qidor - bald nach meinem Eintreffen im Parresum. Ich gehörte einem der Stoßtrupps bei der letzten Offensive zur anderen Seite an. Es war meine letzte Chance, im Parresum Fuß zu fassen und der Tristesse des Arresums zu entgehen ...«

»Das Implantat«, erinnerte Perry Rhodan, um Moira nicht vom Thema abweichen zu lassen. »Wie kamst du dazu?«

»Ich muß auch die Vorgeschichte erzählen, um meiner Erinnerung auf die Sprünge zu helfen. Ihr kennt die Zusammenhänge und die ganze Wahrheit nicht. Ich habe einiges beschönigt, anderes wieder ausgelassen. An einiges habe ich mich nicht mehr richtig erinnert. Aber jetzt habe ich Zugang zu allen Einzelheiten. Ich muß nur chronologisch vorgehen, um nicht den Faden zu verlieren. Habt also Geduld mit mir ...«

Perry Rhodan blickte zu Algaan hoch. Die Ayindi gab durch ein Nicken ihre Zustimmung. Ihr Gesicht blieb dabei völlig ausdruckslos.

»Erzähle, Moira«, bat Rhodan die Söldnerin.

## 6. Zu Moiras Zeit: Eine kehrt nicht wieder

Keine Ayindi dachte mehr an die Barayen. Und wenn, dann höchstens in der Vergangenheitsform. Sie waren als von der Abruse vereinnahmt abgehandelt. Ausgelöscht. Aus den Annalen des Lebens gestrichen. Es gab keinerlei Bestrebungen, ihnen Hilfe zu schicken.

Dabei hätte es eine Möglichkeit dafür gegeben. Aber Moira schien die einzige Ayindi zu sein, die diese überhaupt in Erwägung zog. Und es schien zu spät zu sein, sie zu realisieren. Die Sünden der Vergangenheit ließen sich offenbar nicht mehr ausmerzen.

Für Moira erschien es dagegen einfach.

Bei ihrer Rückkehr nach Thyssan galt sie immer noch als Novizin, obwohl sie mancher ihrer Lehrerinnen viel an Kampferfahrung

voraushatte. Ihr einziges Manko war, daß sie noch nicht das Alter erreicht hatte, um als erwachsen gelten zu können. Die Ayindi hielten sich an strenge Richtlinien. Ihre Gesellschaftsordnung war nicht flexibel, sondern in Ritualen erstarrt. Darum hatte es Moira entsprechend schwer, sich Gehör zu verschaffen, als sie ihren Vorschlag einer Rettungsaktion für die Barayen unterbreiten wollte.

Ihre neuen Lehrerinnen, an deren Namen sie sich nicht erinnern wollte, waren zwar bereit, ihre Ideen zu Pehan zur Diskussion zu stellen, aber ihr Auditorium bestand bloß aus jungen Novizinnen, die von der Materie keine Ahnung hatten. Moira unternahm einen Versuch, mußte dabei jedoch feststellen, daß nicht einmal die Diskussionsleiterin begriff, worauf sie hinauswollte.

Dabei war Moiras Lösungsvorschlag recht simpel: Es existierten vom Aariam-System insgesamt einundzwanzig Passagen ins Parresum zu ebenso vielen Passageplaneten auf der anderen Seite. Könnte man nicht einfach versuchen, vom Parresum aus eine Verbindung in jenen Teil des Arresums herzustellen, in dem die Barayen lebten?

Moira wußte nicht, welch große technische Probleme es diesbezüglich geben konnte. Aber man mußte wenigstens versuchen, solche Probleme zu bewältigen. Gelang dies, dann hatte man über das Parresum eine permanente Verbindung zu den eingeschlossenen Barayen und konnte, wenn auch auf Umwegen, gemeinsam den Kampf gegen die Abruse fortsetzen. Wenn es dann wirklich brenzlig für die Barayen wurde, konnte man sie über diesen Umweg vielleicht sogar in den Lebensbereich der Ayindi evakuieren.

»Eine Brücke übers Parresum zu den von der Abruse eingeschlossenen Barayen schlagen, das wäre ein schönes Beispiel für Nachbarschaftshilfe«, zog die Lehrerin nach Moiras Rede ein Resümee. »Aber wir sollten bei aller selbstlosen Nächstenliebe in erster Linie daran denken, daß unsere Existenz ebenfalls von der Abruse bedroht wird. Wie sollen wir uns gegen sie schützen ... ?«

»Begreifst du denn nicht, daß es eine solche Brücke im Aariam-System bereits gibt?« schrie Moira in ihrem Zorn ihre Lehrerin an. »Wir bräuchten von einem Passageplaneten des Parresums nur eine

Umleitung in die Enklave der Barayen zu schaffen. Das müßte doch gehen!«

Moira wurde für diese Entgleisung bestraft. Sie mußte eine zusätzliche Trainingseinheit mit einer Apus-Lehrerin absolvieren. Moira sah der Ayindi im besten Lebensalter an, daß sie sich vorgenommen hatte, die Novizin ordentlich durch die Mangel zu drehen.

Aber es kam umgekehrt: Moira prügelte ihre Lehrmeisterin windelweich. Das brachte ihr wenigstens keine weitere Strafe ein, sondern immerhin die Anerkennung der Besiegten. Sie war eine anständige Ayindi, sie akzeptierte die Überlegenheit anderer.

Aber für ihre Ideen fand Moira auch bei ihr kein Gehör.

Darum entschloß sie sich während eines Schulungsfluges, einfach durchzubrennen. Man hatte Moira zugestanden, die STYX zu behalten und sie für den Flugunterricht zu benutzen. Die einzige Auflage war, daß sie stets eine Schar Novizinnen an Bord nehmen mußte, um sie in der Schiffssteuerung zu unterweisen. Moira war eine bessere Pilotin als jede ihrer älteren Lehrerinnen.

Diesmal lehnte sie es jedoch ab, auch nur eine einzige der Gören mitzunehmen. Sie startete von Thyssan und flog auf geradestem Kurs ins Aariam-System.

Da es strenge Sicherheitsvorschriften gab und Raumschiffe nicht einfach x-beliebige Ziele ohne Vorankündigung anfliegen durften - schon gar nicht so wichtige Stützpunkte wie das Passagesystem -, wurde die STYX gestoppt und aufgebracht. Man führte Moira einem Gremium von vier Koordinatorinnen vor, denen gegenüber sie sich zu rechtfertigen hatte.

Das war Moira nur recht. Genau das hatte sie angestrebt.

Die Koordinatorinnen hörten sich mit wachsendem Staunen ihre Ideen an. Es hätte sie schon in Erstaunen versetzt, wenn eine Ayindi in Führungsposition mit solch einem revolutionären Vorschlag an sie herangetreten wäre. Aber daß ihnen eine Novizin einen solchen Plan unterbreitete, machte sie perplex.

»Deine Gedankengänge sind erstaunlich für eine so junge Ayindi«, sagte die Sprecherin der Koordinatorinnen lobend, nachdem Moira

geendet hatte. »Leider wurden nie Untersuchungen in dieser Richtung vorgenommen, so daß sich nicht sagen läßt, ob sich ein solches Vorhaben bewerkstelligen ließe. Die Sache wäre ganz einfach gewesen, hätte man in der Vergangenheit eine Passage aus der Enklave der Barayen ins Parresum geschlagen. Aber so ...«

Die Koordinatorinnen berieten sich eine Weile flüsternd. Danach wandte sich ihre Sprecherin wieder an Moira.

»Es fügt sich, daß in nächster Zeit neuerlich ein Vorstoß ins Parresum unternommen werden soll«, sagte sie. »Es könnte der letzte sein, wenn sich zeigt, daß die Parresaner noch immer so feindselig wie in früheren Tagen sind. Aber vielleicht ergibt sich die Gelegenheit, ein solches Experiment, wie du es vorschlägst, zu versuchen. Wir werden sehen.«

Trotz der ausgesprochenen Belobigung fühlte sich Moira hingehalten und vertröstet. Sie befürchtete, daß man in Wirklichkeit nichts in dieser Richtung unternehmen würde, selbst wenn sich »die Gelegenheit ergab«. Darum sagte sie spontan:

»Ich möchte mich freiwillig für einen der Stoßtrupps ins Parresum melden.«

»Es ist nicht üblich, daß Ayindi deines Alters ins Parresum geschickt werden«, wehrte die Sprecherin der Koordinatorinnen überrascht ab.

»Ich weiß, daß viele Ayindi auf ihrem letzten Weg ins Parresum gehen«, sagte Moira gerade heraus. »Aber ich glaube an den Erfolg eines solchen Unternehmens. Ich besitze ein eigenes Schiff, habe meine Ausbildung mit Bravour praktisch abgeschlossen - und ich kann diplomatisch sein. Was also könnte gegen meinen Einsatz sprechen?«

»Und du bist redegewandt, Moira. Aber weißt du auch, welches Risiko du auf dich nehmen möchtest?«

»Ich kenne alle Gefahren des Parresums. Ich fühle mich wie magisch davon angezogen.«

»Du weißt aber noch nicht, daß dies unser wahrscheinlich letztes Aufgebot ist. Ein Todeskommando, das die Pforten für alle Zeiten schließen soll.« »Ich möchte trotzdem dabeisein.«

\*\*\*

Moira fühlte sich getäuscht und aufs Abstellgleis abgeschoben.

Es gab für jeden Passageplaneten Stoßtrupps, die in zwei Kompanien mit verschiedenen Aufgaben unterteilt waren. Die erste Einheit sollte die Passageplaneten des Parresums absichern, eventuelle Angriffe der Tanxtuunra abwehren und der zweiten Einheit Rückendeckung geben.

Diese zweite Einheit war das eigentliche Einsatzkommando. Sie hatte die Aufgabe, die endgültige Schließung und Versiegelung der Passageplaneten vorzunehmen. An Verhandlungen mit den Parresanern war überhaupt nicht gedacht!

Moira erfuhr die Wahrheit nur bruchstückhaft und mußte sich die Teile selbst zu einem Ganzen zusammenfügen. Demnach hatten die Ayindi beschlossen, den blutigen Zweifrontenkrieg endgültig zu beenden. Da die Tanxtuunra nicht verhandlungsbereit war und jeden Vorstoß der Ayindi auf ihre Seite mit gesteigerter Gewalt und verstärkten Kräften zurückgeschlagen hatte, wollte man sich von nun an nur noch auf die direkte Bekämpfung der Abruse konzentrieren.

Die Passageplaneten sollten auch deswegen dichtgemacht werden, um zu verhindern, daß die Truppen der Tanxtuunra ihrerseits ins Arresum einfallen konnten. Darüber hinaus dachte man sogar an die Parresaner: Nach einem eventuellen Sieg über die Ayindi sollte es der Abruse unmöglich sein, auf die andere Seite des Universums vorzustoßen. So endgültig, wie allgemein behauptet wurde, sollte die Versiegelung der Passageplaneten jedoch nicht sein.

Die Ayindi wollten sich für die Zukunft ein Hintertürchen ins Parresum offenhalten. Aber sie wollten es nie - nie mehr - von sich aus nutzen, sondern eine Möglichkeit schaffen, daß irgendwann in unbestimmter Zukunft Wesen von der anderen Seite zu ihnen gelangen konnten.

Die Parresaner sollten von sich aus den Weg ins Arresum finden und so ihre Bereitschaft für eine Kooperation beweisen. Und sie konnten den Zugang nur finden, wenn sie eine gewisse Reife bewiesen.

Jeder Passageplanet im Parresum sollte einen Teil eines Systems beherbergen, gut versteckt und nur von Wesen, die eine bestimmte, sehr hochstehende Evolutionsstufe erreicht hatten, zu finden. Zusammen sollten diese Einzelteile den Schlüssel ins Arresum bilden. Aber die Sache wurde noch zusätzlich kompliziert, indem von jedem der einundzwanzig Teile ein Segment auf einem eigens dafür zu schaffenden Schlüsselplaneten versteckt wurde. Nur wer in der Lage war, den Schlüsselplaneten zu finden, alle Teile richtig zusammenzufügen und das dadurch entstandene Ergebnis richtig zuzuordnen - nur der konnte den Weg ins Arresum finden.

Als Moira von dieser verzwickten Verschachtelung erfuhr, war sie überzeugt, daß sich nie und nimmer Wesen finden würden, die dieses komplizierte Puzzlespiel würden lösen können. Für sie stand fest, daß dies nur eine Alibihandlung der Verantwortlichen ihres Volkes war und sie sich in Wahrheit endgültig vom Parresum abkapseln wollten.

Und daß keine wirklich daran dachte, etwas zur Rettung der Barayen zu unternehmen. Moiras Plan war hochgelobt, in Wirklichkeit aber nicht einmal in Erwägung gezogen worden.

Man hatte die Unbequeme aufs Abstellgleis geschoben. Zwar wurde das Versprechen gehalten und ihr gestattet, ins Parresum vorzustoßen. Aber sie gehörte keinem der 21 wichtigen Stoßtrupps zu den Passageplaneten an. Sie wurde jener Mannschaft zugeordnet, die nur den Schlüsselplaneten auf die andere Seite verschieben sollte. Eine Routineaufgabe ohne jeglichen Reiz, bei der keinerlei besondere Fähigkeiten gefragt waren.

Aber Moira schluckte diese bittere Pille. Sie nahm sich vor, auf eigene Faust zu handeln, wenn sie erst einmal im Parresum war.

Als der Tag X kam, verspürte Moira dennoch ein gewisses prickelndes Gefühl. Denn immerhin war es das erstmal, daß die Ayindi das Vorhaben in Angriff nahmen, einen Planeten mitsamt seiner Sonne auf die andere Seite zu transferieren. Die Passageplaneten waren ja im Prinzip »nur« Dubletten ihrer Gegenstücke im Arresum.

Für diesen Zweck hatten sie einen der schönsten Planeten ausgewählt, auf dem alle im Arresum bekannten Lebensformen der

Flora und der Fauna - und das waren wenig genug! - vertreten waren. Viele Ayindi trauerten dieser Welt nach, aber sie brachten dieses Opfer, um potentiellen Suchern einen zusätzlichen Anreiz zu bieten. Der Schlüsselplanet war das Kleinod des Arresums.

Aber dann passierte eine Panne. Moira erfuhr nie, was genau schiefelief. Aber als sie mit der STYX und dem Stoßtrupp aus tausend Schiffen im Sog des Planeten ins Parresum gelangte, geschah dies ohne die lebenspendende Sonne. Die Ingenieurinnen hatten für einen solchen Fall zwar ein Notprogramm erstellt, das verhinderte, daß die Atmosphäre entweichen konnte. Dadurch wurde jedoch der gesamte Planet schockgefroren, so daß alles Leben wie in einer Momentaufnahme erstarrte. Damit hatte der Schlüsselplanet seinen besonderen Reiz verloren.

Er war ein Eisplanet inmitten einer leeren kosmischen Wüste. Viele Millionen Lichtjahre von der nächsten größeren Sterneninsel entfernt.

Für die mitgereisten Begleitschiffe gab es an diesem Ort keine Möglichkeit zur Rückkehr ins Arresum. Sie mußten erst die Millionen Lichtjahre zu einem der Passageplaneten zurücklegen ... Moira sonderte sich ab und unternahm diesen Flug im Alleingang. Sie hatte ihre eigenen Pläne.

Aber es kam alles ganz anders.

\*\*\*

Moira erreichte einen der Passageplaneten am Rande der Großen Leere und wurde Zeuge der größten vorstellbaren Weltraumschlacht. Sie flog einige andere Passageplaneten an, und überall bot sich ihr das gleiche Bild. Während sie sich mit ihrer STYX ins Schlachtgetümmel stürzte, erfuhr sie nach und nach die Zusammenhänge.

Die Tanxtuunra hatte mittlerweile einen neuen Anführer. Er hieß Qidor und war ein Ritter der Tiefe. Qidor hatte seit Jahrzehnten, seit dem letzten Einfall der Ayindi, seine Vorbereitungen für diesen heißen Empfang getroffen. Er hatte alle verfügbaren Flotten im Gebiet der Passagewelten konzentriert und geduldig auf den Augenblick gewartet,

in dem die Rochenschiffe auftauchen würden. Seine Geduld wurde belohnt.

Als dies endlich passierte, wartete Quidor ab, bis die Ayindi nur weit genug vom rettenden Transitionsfeld entfernt waren. Dann ließ er sämtliche Einheiten zur Passagewelt vorstoßen, um den Ayindi den Rückweg abzuschneiden. Damit nicht genug, hatte Quidor die Tanxtuunra mit einer neuen Waffe ausgestattet, die es ermöglichte, das Dunkelfeld der Rochenschiffe aufzuheben und ihnen ihre Tarnung zu nehmen. So boten sie ein leichteres Ziel und waren der zahlenmäßigen Übermacht unterlegen.

Es blieb ihnen nur die Flucht nach vorne - und somit in den Tod.

Oder sie flüchteten tiefer ins Parresum - was für sie ebenso den sicheren Tod bedeutete. Dafür sorgte die Tatsache, daß sie nur höchstens fünfzig Standardtage im Parresum zu leben hatten.

Moira war klar, daß Quidor seine gesamte Strategie auf diesen einzigen Faktor aufgebaut hatte. Er wollte die Ayindi von den Passageplaneten weglocken, um sie dann im Parresum gewissermaßen auszuhungern.

Natürlich konnte nicht einmal Quidors gewaltige Streitmacht verhindern, daß einigen Ayindi der Durchbruch zu den Passagewelten gelang. Doch waren sie der Hoffnung auf eine gesunde Heimkehr inzwischen durch die eigenen Leute beraubt worden.

Denn nachdem die Verantwortlichen im Arresum erfuhren, welche gewaltigen Streitkräfte Quidor gegen sie aufbot, hatten sie ihren Ingenieurinnen befohlen, die Passageplaneten einfach zu versiegeln. Damit sperrten sie Hunderttausende oder gar Millionen ihrer Artgenossen einfach aus und überließen sie einem grausamen Schicksal

...

Moira machte eine Pause. Diese Gelegenheit nutzte Algaan, um festzustellen:

»Bis hierher entspricht alles der Wahrheit. Aber ich muß die Koordinatorinnen von einst in Schutz nehmen, sie hatten keine andere Wahl, als so zu handeln. Andernfalls hätten die Flotten der Tanxtuunra ins Aariam-System gelangen können und ...«

»Algaan hat recht«, fiel Moira der Koordinatorin von Truulem ins Wort. »Quidor hatte schon alles für eine solche Invasion vorbereitet. Und er war gut gerüstet. Er wollte das Aarium-System komplett vernichten. Aber kommen wir zum Schluß.

Das weitere Schicksal Moiras ist bekannt. Sie begegnete dem Ritter der Tiefe, also Quidor, selbst, gab sich als Waffengefährtin aus - er wußte wohl nicht, wie der Feind aussah - und wurde vorübergehend sein Orbiter. Als sie jedoch erfuhr, daß sein angeblich glorreicher Sieg vor allem darauf beruhte, daß er sich die Fünfzig-Tage-Frist zunutze machte, er dies aber verheimlichte und das Verdienst für sich in Anspruch nahm, kehrte sie ihm den Rücken. Sie verzichtete auf seinen Kopf als Trophäe.

Das alles ist wahr. So ist es geschehen. Moira hat nur eine kleine, aber wesentliche Episode ausgelassen. Nämlich jene, in der sie das Geschenk der Götter erhielt, das ihr das Überleben im Parresum ermöglichte und sie zugleich unsterblich machte.

Während die anderen Ayindi gegen die Phalanx der Tanxtuunra anrannten, nur um bei einem erfolgreichen Durchbruch erkennen zu müssen, daß die Transitionsfelder abgeschaltet worden waren. Während sie sich zu Tausenden mit ihren Schiffen sprengten, um dem bevorstehenden Siechtum zu entgehen. Während andere Ayindi in ihrer Verzweiflung kopflos wurden und ins Koma fielen, gebrauchte Moira ihren Verstand, um nach einem Ausweg zu suchen. Dabei hatte sie zugegebenermaßen auch viel Glück.

Um es kurz zu machen: Moira fand das Hauptquartier des Ritters der Tiefe Quidor von Tanxtuunra. Es war ein gewaltiges Weltraumfort mit einer Fabrik, in der unter anderem auch die Wunderwaffe produziert wurde, mittels der die ayindischen Tarnfelder aufgehoben wurden.

Diese Fabrik enthielt jedoch auch noch ein Gen-Labor. Sie wurde von dem Genschmied Kibb geleitet. Als Moira diesen modernen Dr. Frankenstein unter Druck setzte, erfuhr sie ein unglaubliches Geheimnis.

Kibb produzierte Klone für bestimmte Krieger der Tanxtuunra, die,

nachdem sie diesen implantiert worden waren, es ihnen ermöglichen sollten, sich für unbegrenzte Zeit im Arresum aufzuhalten. Diese künstlichen Lebewesen sahen aus wie Haarteile und waren von solch voluminöser Größe und solchem Gewicht, daß nur stattliche Wesen von der Art Quidors - oder Moiras! - sie tragen konnten.

Diese Implantate verursachten nicht etwa eine Angleichung an die andere Seite des Universums. Das Geniale an diesen künstlichen Geschöpfen war, daß sie die zerstörerische Wirkung *beiderseits des* Universums einfach aufhoben - und demnach auch auf Wesen des Arresums ihre Wirkung im Parresum nicht verfehlten!

Moira ergriff diese Chance - und hatte ihren Entschluß nicht zu bereuen.

Sie ging nicht den Weg ihrer Artgenossen, sondern bekam einen Platz im Parresum. Als nicht unerheblichen Nebeneffekt durfte sie zudem auch noch die Unsterblichkeit für sich verbuchen.

Moira nahm sich zum Dank Kibbs Kopf und gab ihm in ihrer Galerie der Erinnerungen einen Ehrenplatz. Moira ist jederzeit bereit, euch mit dieser Trophäe bekannt zu machen ...

Der Rest ist bekannt. Moira erschlich sich Quidors Vertrauen und wurde für eine kurze Zeit sein Objektor.«

Nachdem Moira geendet hatte, schnaubte Algaan verächtlich und ging eilig davon.

»Was gefällt ihr nicht an dieser Geschichte?« wunderte sich Perry Rhodan. »Für mich klingt sie recht glaubhaft. Es ist verständlich, daß Moira noch nicht früher damit herausrückte. Für sie muß dies wie ein Eingeständnis der eigenen Schwäche erscheinen.«

»Mein Extrasinn ist ebenfalls skeptisch«, sagte Atlan nachdenklich. »Er ist der Meinung, daß dies zumindest noch nicht die ganze Wahrheit sein kann.«

## 7. Gegenwart: Die Anklage

Die Galaktiker hatten im Trainingsschiff Quartier bezogen. Perry

Rhodan und Atlan konnten ihre Unterkünfte individuell gestalten und sich halbwegs gemütlich einrichten. Es gab praktisch nichts, was man nicht mittels Formenergie erschaffen konnte. Selbst Sonderwünsche konnten die Ayindi erfüllen, indem sie kurzerhand neue, modifizierte Module einbauten. Das ließ sich in den meisten Fällen unkompliziert bewerkstelligen.

Die Unterbringung der Galaktiker im Trainingsschiff brachte den Vorteil mit sich, daß die Ayindi ihre Lebensgewohnheiten studieren und die Ausrustung besser auf ihre Bedürfnisse abstimmen konnten. Auf der anderen Seite hatte man sie so stets unter Kontrolle. Algaan versicherte jedoch, daß das mit Überwachung nichts zu tun hatte und man auf ihre Intimsphäre Rücksicht nahm. Solche Zusicherungen waren jedoch mit Vorsicht zu genießen.

Rhodan und Atlan war bewußt, daß mit Moira in letzter Zeit einiges nicht stimmte. Das mußte schon immer so gewesen sein, aber was es auch war, jetzt kam es zum Ausbruch.

Moiras Geschichte von der Gen-Fabrik, in der sie zu ihrem Haarteil gekommen war, erschien nun nach einiger Überlegung selbst Rhodan als sehr unwahrscheinlich. Sie wirkte so aufgepfropft wie die Behauptung, daß Qidor der Tanxtuunra eine Wunderwaffe zur Verfügung gestellt hatte, um die Tarnung der Ayindi-Schiffe aufzuheben.

Andererseits konnte diese Waffe damals tatsächlich zum Einsatz gekommen sein, denn sie existierte in der Gegenwart immer noch. Die »Alten Krieger«, die Raunach, die als Verstärkung zu den Gish-Vatachh gestoßen waren, hatten sie während der letzten Auseinandersetzungen im Daffish-System erfolgreich gegen die Ayindi eingesetzt. Also hätte es auch diese Gen-Fabrik gegeben haben können.

»Ich bekomme immer mehr das Gefühl, daß Moira selbst nicht mehr weiß, was Wahrheit und was Lüge ist«, sagte Atlan. »Ihr Psychogramm deutet auf ein desorientiertes, zerrüttetes Wesen hin. Algaan liegt sicher richtig in der Annahme, daß Moira nicht immer sie selbst ist und nicht stets nach eigenem freien Willen entscheidet. Aber uns dafür

verantwortlich zu machen, das ist wirklich dumm.«

»Vielleicht hat Algaan herausgefunden, daß wir beide selbst einmal Ritter der Tiefe waren, und zieht falsche Schlüsse daraus«, meinte Rhodan nachdenklich. »Sie könnte der Meinung sein, daß wir späte Nachfolger Quidors sind.«

»Das hättest du besser nicht gesagt, Perry«, meinte Atlan vorwurfsvoll. »Die Wände des Schiffs haben Ohren. Wenn Algaan noch nichts über unseren Ritterstatus wußte, dann weiß sie jetzt Bescheid und wird uns noch ganz anderer Umtriebe als bisher verdächtigen.«

»Algaan wird durch Moira lückenlos über uns informiert sein«, entgegnete Rhodan. »Was soll's, wir haben schließlich nichts zu verbergen. Sehen wir lieber, daß wir mit den Schiffsumbauten weiterkommen. Ich möchte zurück zur BASIS. Ich mache mir Sorgen wegen der Damurial.«

Sie begaben sich wieder an die Testgeräte. Während Atlan sich mit den Waffensystemen und deren Feinjustierung befaßte, checkte Rhodan die allgemeinen Schiffseinrichtungen.

Im großen und ganzen sollten die Raumschiffe für die Galaktiker genauso strukturiert werden wie Moiras Schiff. Mit einer frei verwendbaren Peripherie im Außenring des Rochenschiffes. Man hatte sich geeinigt, daß die Ayindi keine Zusatzausrüstung zu konstruieren brauchten. Das sparte Zeit und gab den Galaktikern die Möglichkeit, ihre eigene Ausrüstung an Bord zu bringen. Da Beiboote, Roboter und dergleichen ohnehin nur für den Naheinsatz gedacht waren, brachte das keine Nachteile für die Galaktiker. Der Vorteil der vertrauten Handhabung wog alles andere auf.

Die Steuerzentrale wurde ebenfalls original übernommen. Sie war eine Hohlkugel, den Dimensionen des Schiffs angepaßt, in der man sich mittels der Kommandositze frei im Raum bewegen konnte. Die Wände dienten als Projektionsflächen, die vielfach unterteilt, überlagert und gestaffelt werden konnten. Diese Methode der Kommunikation war den Galaktikern nicht fremd, sie war auf den Rochenschiffen nur verfeinert worden.

Algaan versicherte ihnen, daß trotz anderer Abstriche die Formenergieeinrichtungen uneingeschränkt übernommen werden sollten, damit die Raumschiffe maximale Flexibilität behielten. Dies war auch im Hinblick auf so unterschiedlich gebaute Zellaktivatorträger wie Gucky oder Icho Tolot wichtig, die alle Verhältnisse individuell auf sich abstimmen können mußten.

Über die Feuerkraft, die Defensivbewaffnung und die Geschwindigkeit des Überlichtantriebs . ließ Algaan nach wie vor nicht mit sich reden. Sie würde in dieser Beziehung wohl auch so lange nicht nachgeben, solange sie Rhodan und Atlan für mögliche Spione hielt. Die beiden konnten nur hoffen, daß sich dieses Mißverständnis bald bereinigte, damit sie möglichst vollwertige Rochenschiffe zur Verfügung gestellt bekamen.

Aber daran war noch nicht zu denken, solange Algaan befürchtete, sie könnten mit den drei Prototypen abhauen, sie nachbauen und dann gegen die Ayindi verwenden. Es gab jedoch Anzeichen dafür, daß Algaan ihr Mißtrauen langsam abbaute.

Das hieß natürlich nicht, daß sie deshalb freundlicher zu den Galaktikern wurde und ihre Überheblichkeit vernachlässigte. In Algaans Augen waren die Galaktiker eben minderwertige Geschöpfe, deren sich die Ayindi nur der Not gehorched bedienten.

Damit konnten Rhodan und Atlan leben, solange Algaans Einstellung nicht die Übergabe der drei Rochenschiffe verhinderte. Sie wollten diese unbedingt haben. Rhodan sah darin die Chance für einen technischen Innovationsschub.

»Du bist und bleibst ein Beuteterraner«, meinte Atlan dazu schmunzelnd. »Ich muß mich fragen, wo die Terraner heute stünden, wenn sie auf ihr eigenes Genie und den eigenen Erfinderreichtum angewiesen waren.«

»Wenn ich die Chance sehe, tausend Jahre mühsamer Entwicklung zu überspringen, dann greife ich zu«, sagte Rhodan ebensowenig ernsthaft.

»Vorsicht! Du könntest mit diesen Aussagen Algaans Mißtrauen schüren.«

Als hätte sie das auf den Plan gerufen, stand die Ayindi plötzlich vor ihnen. Die Galaktiker blickten stumm und erwartungsvoll zu ihr auf.

Algaan fühlte sich offenbar nicht recht wohl in ihrer Haut, was den Verdacht in Atlan weckte, daß sie etwas von ihnen wollte, das eigentlich unter ihrer Würde stand.

»Wo drückt denn der Schuh, Algaan?« fragte Rhodan unverbindlich. »Der Schuh ...« Algaan unterbrach sich, als sie merkte, daß dies kein guter Einstieg war. Sie straffte sich zu ihrer vollen Größe von drei Metern und sagte: »Ich möchte euch um eure Unterstützung bitten.«

»Wir tun permanent nichts anderes«, sagte Rhodan. »Wir unterstützen die Bestrebungen der Ayindi rund um die Uhr. Nur deshalb sind wir ja hier.«

»Das meine ich nicht«, sagte Algaan mürrisch.

Sie merkte nicht, daß Rhodan sie auf den Arm nahm. Sie waren, abgesehen von Moira, noch keiner Ayindi begegnet, die auch nur den Anflug von Humor gezeigt hätte.

Algaan fuhr ernst fort: »Es geht um Moira. Wir kommen mit ihr nicht weiter. Wir wissen, daß sie lügt. Aber wir sind nicht in der Lage, die Wahrheit aus ihr herauszubekommen. Darum habe ich mir überlegt, daß ihr, die ihr sie besser kennt und denen Moira zugeneigt ist, sie vielleicht zum Sprechen bringen könntet.«

Rhodan und Atlan sahen sich verblüfft an.

»Das fasse ich nicht«, sagte Atlan schließlich. »Ich dachte bis jetzt, daß man uns der Manipulation Moiras verdächtigt. Besteht da nicht die Gefahr, daß wir sie noch stärker in unserem Sinne beeinflussen könnten?«

Algaan murmelte irgend etwas Unverständliches, das der Translator nicht übersetzen konnte.

»Was hast du gesagt, Algaan?«

»Es war ein Irrtum, euch zu verdächtigen«, antwortete die Ayindi. Es kostete sie offenbar große Überwindung, diese Worte zu artikulieren. Aber nachdem sie sie einmal über die Lippen gebracht hatte, fiel ihr das Sprechen leichter. »Andererseits ist es für uns erwiesen, daß in Moira zwei Persönlichkeiten miteinander ringen. Moira ist nicht sie

selbst. Ich weiß nicht, wie tief diese Persönlichkeitsspaltung reicht. Aber wir müssen herausfinden, wie es um Moira steht. Andernfalls müssen wir sie als Risikofaktor einstufen und ... Ich möchte lieber nicht sagen, was das für Konsequenzen haben könnte.«

»Was erwartest du von uns?« »Moira hat Vertrauen zu euch. Mehr als zu ihrem eigenen Volk. Darum erwarte ich mir von euch, daß ihr sie dazu zwingt, die Wahrheit über sich zu sagen ... und über das, was sich in ihr eingenistet hat.«

»Und was dürfen wir als Gegenleistung erwarten?«

»Da ihr nicht mehr unter Verdacht steht, kann ich euch garantieren, daß ihr die bestmögliche Ausrüstung für die drei Schiffe bekommt.«

»Das ist ein Wort«, sagte Atlan zufrieden. »Aber wir können nicht dafür garantieren, Moira dazu zu bringen, uns die Wahrheit über sich anzuvertrauen. Sie hat auch uns stets belogen.«

»Auch das würde nichts an den gemachten Zugeständnissen ändern«, sagte Algaan steif. »Aber ich bin sehr zuversichtlich und baue auf euch. Moira hat nach euch verlangt.«

\*\*\*

Obwohl Moira inzwischen in einem Sicherheitstrakt auf der anderen Seite des Planeten untergebracht worden war, benötigten die Galaktiker per Transmitter nur einen Schritt, um zu ihr zu gelangen. Algaan hatte ihnen angeboten, ihre SERUNS gegen einen besseren Schutz auszutauschen. Aber beide hatten abgelehnt. Nicht, daß sie hundertprozentig sicher waren, daß Moira ihnen nichts antun könnte. Rhodan brachte es auf den Punkt, indem er es so begründete:

»Wir müssen Moira wie gewohnt gegenüberstehen, um ihr Vertrauen zu uns nicht zu zerstören.«

Als Rhodan Moira dann sah, befahl ihn ein leichtes Gefühl der Beklemmung. Das rührte nicht etwa daher, daß an Moira irgendwelche dramatischen Veränderungen zu beobachten wären. Die Beklemmung kam vielmehr daher, daß Rhodan ihr in dem Bewußtsein gegenübertrat, sie austricksen zu müssen. Atlan schien keine solche Bedenken zu

haben.

»Es tut wohl, wieder einmal mit guten Freunden zusammenzusein«, sagte Moira zur Begrüßung. »Meine eigenen Leute halten mich wie eine Gefangene. Dabei habe ich ihnen alles gesagt, ihnen geradezu mein Innerstes offenbart.«

Sie ließ sich im Schneidersitz nieder, wie sie es oft tat, um den Galaktikern nicht gar zu groß zu erscheinen. Sie trug wieder ihre volle Ausrüstung. Die Zöpfe quollen unter ihrem Helm hervor und umrahmten ihr derbes Gesicht. Rhodan erschien diese Haarpracht zum erstenmal wie ein Fremdkörper; so sehr hatte er sich an den Anblick kahlköpfiger Ayindi gewöhnt.

»Ob wir als Freunde gekommen sind, hängt ganz von dir ab, Moira«, sagte Rhodan.

In Moiras Augen blitzte es auf. »Habt ihr die Fronten gewechselt? Und euch mit meinem Volk gegen mich verschworen?«

»Es gibt keine Verschwörung«, widersprach Rhodan. »Nur mit dir stimmt einiges nicht. Wir möchten herausfinden, was das ist. Wir möchten dir helfen, daß du selbst erkennst, was mit dir los ist.«

»Nichts ist mit mir los«, sagte Moira zornig. »Ich bin nur zu einer Unperson abgestempelt worden, weil ich anders bin als andere Ayindi. Sie neiden mir die Unsterblichkeit und meine Fähigkeit, mich unbegrenzt im Parresum aufzuhalten zu können. Das ist der wahre Grund dafür, warum mich diese Bohnenstange Algaan der Folter unterzieht. Ihr müßt mir glauben, daß das die Wahrheit ist. Moira hat es nicht nötig zu lügen.«

»Wir glauben dir, daß du der Meinung bist, die Wahrheit zu sagen«, ergriff Atlan das Wort. »Du bist der aufrichtigen Meinung, daß alles so geschehen ist, wie du es darstellst. Du weißt es nicht besser. Aber sind nicht dir selbst schon Zweifel an deiner Integrität gekommen?«

Moiras Blick wurde noch mißtrauischer.

»Also steht ihr doch mit der Bohnenstange im Bunde. Sie hat euch gekauft. Um welchen Preis? Sind drei Rochenschiffe für einen solchen Verrat genug?«

»Das bist nicht du, die jetzt spricht, Moira«, stellte Rhodan fest.

»Das ist dein anderes Ich. Oder besser gesagt, das Fremde, das dich beherrscht. Ist es das Implantat, das du angeblich in Quidors Gen-Fabrik erbeutet hast? Aber egal, wie du dazu gekommen bist, Moira: Es beherrscht dich!«

»So ein Blödsinn!« Moira lachte schallend. Aber es klang unecht. Sie hatte den Ausdruck menschlicher Erheiterung schon natürlicher nachgeahmt. Sie pochte sich an die mächtige Brust. »Ich bin ich. Ich war immer ich und niemand anders. Ich muß es schließlich wissen.«

»Und was ist mit deinen Wissenslücken, die in letzter Zeit immer deutlicher zutage getreten sind?« fragte Atlan scharf. »Wieso konntest du dich nachträglich an manche deiner Äußerungen und Handlungen nicht mehr erinnern? Und woher kam dann auf einmal die plötzliche Erinnerung, wenn es für deine Lage gerade notwendig war? Hast du dich nicht schon selbst gefragt, ob dafür nicht Vorgänge in deinem Körper - *in deinem Geist* - verantwortlich sein könnten, von denen du nichts weißt? Die du nicht steuern kannst? Es wird Zeit, dazu zu stehen, Moira!«

»Ihr wollt Moira entwürdigen«, sagte die Söldnerin. »Ihr Wahnsinn andichten. Ihr, die ihr von Moira wie ihre eigenen Kinder behandelt wurdet. Umsorgt. Verhätschelt. Beschützt. Geliebt wurdet ...«

»Schluß damit!« herrschte Atlan die Söldnerin an. »Das ist nicht Moira, die aus deinem Mund spricht. So würde Moira im Vollbesitz ihres Geistes nie sprechen. So würde ein ängstliches altes Weib reden, eine Hexe, die fürchtet, aus ihrem Hexenhaus gelockt zu werden. Es ist das Fremde in dir. Das Moira beherrschende Böse, das aus ihr spricht. Moiras schlimmster Feind.«

Moira schüttelte, während Atlan sprach, unablässig heftig ihren Kopf, so daß ihre Locken wie wild durch die Luft gepeitscht wurden und sich mit lautem, kratzendem Geräusch aneinander rieben.

»Nein! Nein!« rief sie dabei. »Kein Feind. Kein Feind. Ich *bin Moiras Freund!*«

Das war ein erster Erfolg, das »andere« in Moira aus der Reserve zu locken.

»Du bist ein Feind, der in Moiras Perücke seinen Sitz hat«, fuhr

Atlan unbeirrt fort.

Er hatte schnell geschaltet und sprach das Fremde direkt an, das in diesem Moment offenbar die Kontrolle über Moira übernommen hatte. Rhodan ließ den Arkoniden gewähren, obwohl er sich bange fragte, wie lange Moira dies mit sich machen ließ, bevor sie explodierte. Oder bis das Fremde in ihr sich zur Wehr setzte.

»Nein, nein, nein ...«, kam es über Moiras Lippen.

»Wenn du nicht Moiras Feind bist, warum versteckst du dich dann? Warum bringst du Moira in diese verhängnisvolle Situation, anstatt sie zu verteidigen, indem du dich zu erkennen gibst?«

Moiras Kopf kam abrupt zum Stillstand. Ihr Blick klärte sich, aber den verwirrten Gesichtsausdruck behielt sie bei. Sie blickte Rhodan und Atlan an, als sähe sie sie zum erstenmal.

»Es tut wohl, wieder einmal mit guten Freunden zusammenzusein«, sagte sie, als sei überhaupt nichts vorgefallen. Es schien, als würde wieder alles von vorne beginnen. Aber dann sagte Moira, und dabei war ihr Blick klar: »Ich bin jetzt über alles informiert. Ich kenne mich. Das war ein schmerzhafter Vorgang. Aber jetzt ist alles in Ordnung. Kein Grund zur Besorgnis.«

»Du weißt, daß du etwas Fremdes in dir trägst?« fragte Atlan vorsichtig. »Ja«, sagte Moira mit gewohnter Selbstsicherheit. »Aber es ist nicht fremd. Kein Feind, sondern ein guter Freund, der mich über zwei Millionen Jahre begleitet - manchmal auch geleitet - hat.

»Kannst du jetzt frei über dich entscheiden, Moira?« erkundigte sich Rhodan.

»Ja, uneingeschränkt.«

»Dann nimm *die Perücke* ab, Moira!« verlangte Rhodan drängend. »Du schaffst das.«

»Unmöglich«, kam es auf einmal wieder stockend über Moiras Lippen. Das Fremde hatte sie wieder unter Kontrolle. Sie hatte sich versteift und saß plötzlich wie erstarrt da. Nur ihre Locken bewegten sich leicht wie die Schlangen eines Medusenhauptes. »Eine solche Gewaltmaßnahme würde mich töten. Und Moira auch!«

Rhodan und Atlan wechselten einen schnellen Blick. Es war klar,

daß in diesem Moment wieder das Fremde aus ihr sprach. Offenbar war der Zeitpunkt gekommen, daß Moira von ihrem Beherrschungskreislauf Selbstbestimmung mehr über sich zugestanden wurde. Nicht einmal mehr zum Schein. Die Maske war nun gefallen. »Wer bist du?« fragte Rhodan. »Ich bin Kibb.«

## 8. Zu Moiras Zeit: Kibb

Kibb war ohne einen Funken von Intelligenz geboren worden. Wie alle seiner Art.

Kibb war aber vermutlich der einzige, der irgendwann eine Erhöhung erfahren und zu denken gelernt hatte. Nur so war es ihm möglich, Bilanz über sein Leben zu ziehen und zu erkennen, welcher Schmarotzer er und seine Spezies gewesen waren.

Doch die gewonnene Intelligenz war andererseits auch ein Nachteil. Er war nicht mehr in der Lage, jene Empfindungen so richtig nachzuvollziehen, die einst sein Leben als Parasit bestimmt hatten. Er konnte nur von der höheren Warte hinunter- und zurückblicken auf die tentakelbewehrte Kreatur, die er gewesen war. Auf den Blutjäger, der sich ausschließlich von seinen Instinkten hatte lenken lassen. Der nur für das Stillen seiner Bedürfnisse gelebt hatte.

Seine Bedürfnisse waren damals gering gewesen. Er stellte nun all jene Ansprüche an das Leben, die jedes denkende Wesen stellte.

Einst war Kibb blind und taub gewesen. Er hatte nur einen einzigen scharfen Sinn besessen, seinen Geruchssinn. Er konnte Blut über große Entfernungen riechen. Im Wasser ebenso wie zu Lande. Er fühlte sich in beiden Elementen wohl.

Wenn er einmal den Geruch einer Beute aufgenommen hatte, dann konnte ihn nichts mehr aufhalten. Er folgte der Fährte des Blutes unermüdlich, bis er ihre Quelle erreicht und die Beute gestellt hatte. Es gab in seiner Welt nur wenige Lebewesen, die schneller waren als er.

Die Kibbs waren stark, langlebig und widerstandsfähig. Sie besaßen im nassen Element keine natürlichen Feinde und konnten maßlos

räubern. Da sie zudem fruchtbar waren, breiteten sie sich schnell aus. Dies ging so lange gut, bis die Gewässer förmlich entvölkert waren und sich darin nur noch einige wenige Lebensformen fanden.

So trieb es die Kibbs an Land. Sie paßten sich dem Leben dort mühelos an. Und da sie auch hier zuerst ausreichend Beute fanden, konnten sie sich wiederum ausbreiten.

Dadurch waren auch zu Lande die Reviere bald bis auf wenige Arten arg geplündert worden. Es dauerte nun länger, bis Kibb einen Wirt fand, der groß und stark genug war, ihn zu tragen, dazu widerstandsfähig genug, um ihn über eine längere Zeitspanne mit dem berauschenden Lebenssaft versorgen zu können.

Kibb mußte nun gezwungenermaßen längere Ruheperioden einlegen. Die Natur war zu seiner Spezies überaus großzügig gewesen. Wenn Kibbs über eine längere Zeitspanne keine Nahrung zu sich nahmen, starben sie nicht, sondern trockneten aus und verfielen in einen todesähnlichen Schlaf. Nichts konnte ihre Ruhe stören - außer der Geruch von Blut.

Wenn sie solches witterten, dann erwachten sie aus ihrer Starre und konnten für einen kurzen Moment die Kraftreserven mobilisieren. Für jenen kurzen Augenblick, den der Vorgang dauerte, sich mit allen Tentakeln vom Boden hochzuschnellen, diese auszubreiten und das Opfer damit zu umschlingen und es anzuzapfen. Gleichzeitig mit dem Erfassen der Beute versenkte Kibb haarfeine Sonden in den Körper des neuen Wirtes und begann ihn über dessen Nervensystem zu steuern.

Hätten die Kibbs Intelligenz besessen, dann wären sie wohl zu einem Volk von Symbionten geworden. Sie hätten ihre Wirte gehegt und gehütet, um sie so lange wie möglich am Leben zu erhalten und von ihnen länger partizipieren zu können. Aber die Kibbs waren unersättliche, blutgierige Vampire, eine Fehlentwicklung der Natur.

Sie waren außerstande, ihren Blutdurst im Zaum zu halten, und saugten ihre Wirte aus, bis diese schwächer wurden und irgendwann starben. Auf diese Weise würden sie allmählich die größeren Tierarten dieser Welt ausrotten.

Bald sah man immer öfter die unansehnlichen Körperpanzer mit der vertrocknet scheinenden Fülle und den strohigen, eingeriegelten Tentakeln. Die Kibbs wirkten wie tot, so leblos, wie irgend etwas nur sein konnte. Tatsächlich aber hatte die Verwesung, die jede andere Spezies befiehl, von ihnen nicht Besitz ergriffen.

Sie lebten, ihr einziger ausgeprägter Sinn war auf Abruf bereit. Er wurde vom Geruch des Blutes geweckt. Sie lagen in Erdlöchern, Felsspalten, hingen in Höhlen von der Decke und von den Ästen der Sträucher und Bäume, waren im Schlamm der Gewässer versunken oder trieben auch auf der Wasseroberfläche. Es dauerte lange, bis Kibbs ohne Nahrungszufuhr endgültig starben.

In solchen Situationen kam es gelegentlich vor, daß der Geruchssinn einen Kibb trog. Er konnte dann nicht zwischen süßem und bitterem Blut unterscheiden. Und so passierte es, daß der erwachende Kibb in seiner blinden Gier einen Artgenossen befiehl. Dessen galliger Lebenssaft bescherte ihm jedoch nicht den erhofften Lebensrausch, sondern vergiftete ihn.

Hätte es auf dieser Welt Intelligenzwesen gegeben, dann hätten sie im Blut der Kibbs eine wirksame Waffe gegen die Parasiten gefunden.

\*\*\*

Es passierte zu einer Zeit, als Kibb schon lange keine Nahrung mehr zu sich genommen hatte, immer schwächer wurde und nahe dem Austrocknen war, daß er für einen Moment eine Witterung hatte.

Der starke, berauschende Duft von Blut durchwehte seine Atemwege für einen Augenblick. Dann war nur noch der Gestank einer blutleeren Welt festzustellen.

Kibb geriet derart außer sich, daß er wahllos in verschiedene Richtungen hastete, immer wieder irgendwohin preschte, sich auf Äste hangelte und von Baum zu Baum sprang - bis er die Orientierung verloren hatte. Er hatte eine Erhöhung erreicht und mußte eine Pause einlegen, um seine nachlassenden Kräfte zu sammeln.

Er hatte eine lange Durststrecke hinter sich. Nur selten hatte er eine

Witterung erhalten. Und stets hatte sich die Beute als zu klein erwiesen, als daß er durch ihr Blut hätte richtig zu Kräften kommen können. Es war gerade genug gewesen, um ihn aufzustacheln und ihn daran zu erinnern, wie süß der Lebenssaft schmeckte. Aber diese Kostproben waren so gering, daß sie das schmerzliche Verlangen nach mehr ins Unermeßliche steigerten.

Er stand in dieser Zeit Höllenqualen aus. Er lernte den Geschmack des Blutes immer wieder erkennen, konnte seine Würze jedoch nicht in angemessener Fülle genießen.

Aus dieser Zeit wußte Kibb, was Schmerz war ...

Und nun dieses Erlebnis! Er hatte die volle Blume eines sprudelnden Quells gerochen. Aber nun war sie ihm wieder entronnen. Das steigerte seine Pein ins Unermeßliche.

Kibb wußte nicht, wie lange er reglos und sensibel witternd auf der Anhöhe ausgeharrt hatte, als der Wind sich drehte und ihm erneut eine Brise dieses süßesten Duftes der Welt zuwehte. Diesmal konnte er die Richtung exakt bestimmen.

Kibb raste augenblicklich los. Seine Tentakel wirbelten über den Boden. Staub hochwirbelnd, Steine hinter sich schleudernd. Es kümmerte Kibb nicht, daß er damit eine deutliche Spur legte. Er hatte in seinem Revier keinen Gegner zu fürchten. Und es gab kaum ein Opfer, das so schnell war wie er.

Der Geruch des Blutes wurde immer intensiver. Das Opfer bewegte sich nicht von der Stelle. Es erwartete ihn, Kibb.

Plötzlich war der Duft so stark, daß er Kibb in Raserei versetzte. Er stürzte sich auf das bewegungslose Opfer, umschlang es besitzergreifend mit seinen Tentakeln und begann an ihm zu saugen, noch während er sich zum Sitz des Gehirns vortastete.

Während Kibb trank, sich förmlich mit Leben vollsoff, geschah etwas Seltsames. Kibb erfuhr eine wundersame Verwandlung. Mit dem Blut seines Opfers floß ihm noch etwas zu. Es handelte sich um ihm bislang unbekannte Zeichen und Symbole, die wie Blitze in sein kleines Gehirn eindrangen.

Es waren keineswegs Duftnoten, sondern Bilder, wie man sie mit

anderen Sinnesorganen wahrnahm. Und Namen, mit denen man die Bilder mit dem Verstand beschrieb.

Dies war der Augenblick von Kibbs Intelligenzwerdung.

Das wußte er in diesem Moment noch nicht. Er konnte sich erst ein Urteil bilden, nachdem er von Moiras Intelligenz partizipiert hatte.

\*\*\*

Kibb ließ diese seltsame Verwandlung staunend über sich ergehen. Sein Wirt war groß und stattlich, er würde ihn also längere Zeit versorgen können. Kibb hatte noch nie zuvor ein vitaleres und ergiebigeres Opfer erobert.

Es hieß Moira und war eine Kriegerin. Eine Kriegerin auf der Seite der Verlierer. Und dies war die Stunde ihrer endgültigen Niederlage.

Moira war zum Sterben verurteilt. Sie würde nur noch wenige Atemzüge lang zu leben haben. Nur darum war sie eine so leichte Beute für ihn gewesen.

Als Kibb diese Gedanken empfing, da verstand er sie längst nicht alle. Denn der Funke der Intelligenz war erst zu kurz aufgeglommen und begann ihn erst allmählich zu verändern.

Aber Begriffe wie Tod und Sterben hatten ihm sehr wohl etwas zu sagen. Sie waren in Moiras Denkprozeß nicht verschlüsselter als in seinem eigenen winzigen Gehirn.

Als Kibb erkannte, daß sein gerade erst gewonnenes Opfer zum Tode verurteilt war, da zerriß der Schmerz darüber fast sein Innerstes. Bisher hatte er nur eine Möglichkeit gehabt, sich über einen Zustand zu äußern. Es war ihm lediglich möglich gewesen, Leiden oder Freude der Welt durch ekstatische Gebärden mitzuteilen.

In diesem Moment fand er jedoch einen Weg, sich auf andere, bisher unbekannte Art zu befreien.

Er schrie seinen Schmerz durch Moiras Mund hinaus. Und er hörte seinen Klagelaut durch Moiras Ohren.

Moira durfte nicht sterben! Sie war das Kostbarste, das ihm je über den Weg gelaufen war. Er durfte es nicht verlieren. Er mußte diesen

Wirt ins Leben zurückführen und durch Umsicht dafür sorgen, daß ihm selbst langes Leben beschieden war.

Kibb war außerstande, rückblickend zu sagen, wann genau der Prozeß der Intelligenzwerdung einsetzte, wie er vonstatten ging und wie rasch er voranschritt. Es war schwer, aus einer Distanz von rund zwei Millionen Jahren diese Vorgänge nachzuvollziehen. Die Wahrheit war überhaupt die, daß Kibb auch während dieses Vorganges nicht recht wußte, was mit ihm geschah. Beurteilen konnte er die Situation erst, als der Prozeß der gegenseitigen Metamorphose abgeschlossen war.

Und von da an war das auf ihn eingeströmte Wissen eine der Selbstverständlichkeiten seiner neuen Existenz. Er nahm es einfach als gegeben hin, daß Moira ein Wesen aus dem Arresum war, das im Parresum nur eine kurze Frist zu leben hatte.

Moira hatte Kibbs Welt aufgesucht, weil sie den Planeten für verlassen hielt und hier in der Abgeschiedenheit sterben wollte. Sie hatte noch die Kraft gehabt, ihr Raumschiff zu verstecken und zu tarnen, damit es von der Tanxtuunra nicht gefunden werden konnte, falls man ihre Fährte doch bis hierher verfolgen konnte.

Jedenfalls dauerte der Prozeß von Kibbs Intelligenzwerdung noch an, als Moira die von ihr veranschlagte Todesfrist weit überschritten hatte und sie längst schon hätte tot sein müssen. Aber sie lebte, war lebendiger als zu dem Zeitpunkt, als Kibb über sie hergefallen war.

Kibb erkannte allmählich, je intelligenter er wurde, daß nicht nur Moira ihm etwas zu geben hatte, sondern daß auch sie auf irgendeine Weise von ihm partizipierte. Indem Kibb sie zu seinem Wirtskörper gemacht hatte, verhinderte er ihren Tod. Er gab ihr jene Kraft, die ein Wesen des Arresums benötigte, um im Parresum überleben zu können. Oder anders ausgedrückt: Er eliminierte jenes arresische Element, das ihr Überleben im Parresum verhindert hätte.

Wichtig war nur, daß Moira und Kibb nun ein einmaliges Team bildeten, in dem ein Partner das Überleben des anderen garantierte. Diese einmalige Konstellation wollte Kibb bewahren. Und er war entschlossen, die Zügel für Moira zu lockern, sie in die Situation einzuweihen und ihr eine Partnerschaft zu gleichen Teilen anzubieten.

Doch dann passierte etwas, das ihn nötigte, von seinen gefaßten guten Vorsätzen kurzfristig wieder abzugehen. Gerade als er seinen Einfluß auf Moira zurückzuziehen begann, näherte sich dem Planeten eine kleine Einheit von Raumschiffen. Moira erkannte sie als Raumschiffe der Tanxtuunra, die vom Flaggschiff des verhaßten Qidor von Tanxtuunra angeführt wurden.

Moira stellte eine Reihe von Überlegungen an. Sie spielte verschiedene Möglichkeiten für sinnvolles Verhalten durch. Unter anderem die, sich mittels ihres Schutanzuges zu tarnen und sich Qidor gegenüber als Krieger der Tanxtuunra auszugeben.

In den Reihen der Tanxtuunra hatten Vertreter so vieler Völker gekämpft, daß diese Heerschar nicht zu überblicken war. Moira wäre es leichtgefallen, sich für irgendeinen Krieger anonymer Volkszugehörigkeit auszugeben. Aber diesen Gedanken schob Moira sofort wieder zurück.

Ihre Ehre verbot ihr eine solche List. Lieber würde sie sterben. Moiras zweiter Gedanke war folglich der, ihre unerwartete Wiedergeburt für den Kampf gegen den Feind zu opfern.

Doch da schaltete sich Kibb dazwischen und übernahm die Kontrolle über die Ayindi. Das zeigte ihm, daß er Moira nach Belieben steuern konnte. Er konnte ihr alle Freiheiten geben und sie nach Lust und Laune agieren lassen - ohne daß sie wußte, daß es ihn überhaupt gab. Wenn ihm aber danach war, konnte Kibb Moira jederzeit wieder völlig beherrschen. Ohne daß sie eine Chance der Gegenwehr gehabt hätte. Kibb hatte also unumschränkte Macht über Moira.

Und diese mußte er in diesem Moment einsetzen, als Qidor mit seinem kleinen Gefolge auf Kibbs Welt landete. Es war eine reine Überlebensfrage: Kibb griff Moiras ersten Gedanken auf und veranlaßte sie dazu, sich dem verhaßten Qidor gegenüber als Kampfgenossen auszugeben und ihm den auf dem Schlachtfeld verlorenen Orbiter zu ersetzen.

In dieser unhaltbaren Situation beließ Kibb Moira jedoch nur so lange, bis sich eine günstige Gelegenheit ergab, sich von Qidor abzusetzen und zur versteckten STYX zurückzukehren. Kibb beließ

Moira diese Erinnerung als einschneidende Episode ihres Lebens. Er nahm an ihrem Gedächtnis nur einige Retuschen vor, so daß sie nicht die ganze Wahrheit erfuhr. Kibb löschte alle jene Teile ihrer Erinnerung, die auf seine Existenz verwiesen hätten und Moiras Abstammung betrafen. Sie durfte nicht so schnell erfahren, daß sie von der anderen Seite des Universums stammte und zu jenen gehörte, die gegen die Tanxtuunra gekämpft hatten!

Kibb pflanzte Moira, soweit das möglich war, keine falsche Erinnerung ein, sondern hinterließ lieber Lücken in ihrem Gedächtnis. Zu Quidor ließ er sie in der wahrheitsgetreuen Meinung, daß er gegen die Feinde der Tanxtuunra nur gesiegt hatte, weil natürliche Vorgänge ihren Rückzug erzwungen hatten. Aber er verriet Moira nicht sofort, daß es sich bei dieser Einschränkung um die 50-TageFrist handelte. die den Aufenthalt von Wesen der einen Seite des Universums auf der anderen beschränkte. Kibb erkannte in seiner neu gewonnenen Intelligenz, daß es nicht gut war, seine Macht über Moira ständig zu gebrauchen. Er war gewillt, sich im Hintergrund zu halten. Er ließ Moira ihre Selbstbestimmung bewahren, ließ sie schalten und walten, wie sie wollte. Nur wenn es um Fragen der beiderseitigen Existenz und des Überlebens ging, da griff Kibb gelegentlich ein.

Es entsprach Moiras Psyche, daß sie zu einer Söldnerin wurde. Sie war zum Kämpfen erzogen worden, ja, ihr ganzes Leben war nur auf diesen einen Zweck ausgerichtet. Das war tief in ihr verwurzelt. Kibb mochte nichts daran ändern. Moira war derart gut gerüstet, daß sie es praktisch gegen jede Macht des Parresums aufnehmen konnte und aus jeder Auseinandersetzung als Siegerin hervorging.

Trotz der blutigen Fährte, die Moira auf ihren Reisen durchs Parresum hinterließ, mußte ihr Kibb zugute halten, daß sie nie unehrenhaft handelte. Er hätte nicht beeiden können, daß sie stets der gerechten Sache diente, denn oft genug nahmen befeindete Seiten jede für sich in Anspruch, der Gerechtigkeit zu dienen, aber sie verstieß nie gegen ihren eigenen Ehrenkodex.

Kibb hatte sich nie Gedanken über Moiras Lebenserwartung gemacht. Das Leben in Symbiose dauerte eben, solange es währte.

Aus ihrer Erinnerung wußte er jedoch, daß ihr Leben begrenzt war wie seines auch. So wie das aller Lebewesen dieses Universums und seiner anderen Seite.

Aber je länger ihre Symbiose dauerte, desto überzeugter wurde Kibb, daß sie ihnen beiden mehr als bloß gegenseitige Überlebenshilfe bot. Je länger er rings um ihnen das Leben in seiner vielfältigen Form werden und vergehen sah, desto mehr kam er zu der Überzeugung, daß sie in ihrer einmaligen Konstellation so etwas wie Unsterblichkeit erlangt hatten.

Wer nicht alterte, fünfhunderttausend Jahre, eine Million Jahre und länger lebte, der durfte wohl von sich behaupten, relativ unsterblich zu sein. Kibb war in der Symbiose mit Moira schon bald über ein parasitäres Dasein hinausgewachsen. Dank der Möglichkeiten, diese gänzlich neue Variante von Leben kennenzulernen, die ihm die Partnerschaft mit Moira bot, fiel es ihm immer schwerer, sich vorzustellen, einst ein übler, nur aufs eigene Überleben bedachter, instinkthafter Schmarotzer gewesen zu sein.

Nur einmal während der zwei Millionen Jahre währenden Partnerschaft mit Moira war er nachhaltig an seine dunkle Vergangenheit erinnert worden. Das war erst vor kurzem gewesen.

Damals hatte Moira die Schule der Theans auf dem Planeten Qidor aufgesucht. Als Kibb erkannte, daß dies seine Ursprungswelt war, und erfuhr, daß Qidor von Tanxtuunra einst alles Leben dieser Welt hatte auslöschen lassen, da erwachte das Tier in ihm. Er hatte Moiras Körper dazu mißbraucht, seinen Schmerz über die Ausrottung der eigenen Spezies an den Einrichtungen dieser Welt abzureagieren und Qidores Denkmal zu stürzen.

Nein, die Tobende damals war nicht Moira gewesen. Sie hätte auch gar keinen plausiblen Grund für einen solchen Tobsuchtsanfall gehabt. Es war Kibbs Wutanfall, ein Rückfall in die frühere Zeit, der Moira zur Wüterin hatte werden lassen. Moira sah danach nur den Schaden, ohne sich über den Anlaß klarzuwerden.

Für Kibb stand fest, daß Qidor einst dahintergekommen war, welche Auswirkungen eine Symbiose zwischen einem Kibb und einer

Ayindi haben konnte. Nur darum, um zu verhindern, daß es - noch einmal - dazu kam, hatte er alles Leben dieser Welt ausgelöscht.

Kibbs Zorn war berechtigt, aber er bedauerte es dennoch, daß er sich hatte gehenlassen.

In jüngster Zeit war es erneut notwendig geworden, die Zügel für Moira etwas straffer zu ziehen. Dies geschah jedoch ganz im Sinne ihrer Partnerschaft.

Als Moira mit ihren Artgenossen konfrontiert wurde und beide Seiten feststellten, daß eine Haarpracht, wie Moira sie besaß, für Ayindi unnatürlich war, da hatte Kibb erkannt, daß die Stunde der Wahrheit gekommen war. Er hatte sich Moira nicht sogleich zu erkennen geben können, denn dann hätte sie sich in ihrem ersten Schock vermutlich augenblicklich gewaltsam von ihm getrennt.

Und das wäre das Ende für beide gewesen. Sie waren durch das lange Zusammensein zu zusammengewachsen, daß eine Trennung für beide tödlich gewesen wäre.

Moira und Kibb waren eins. Untrennbar miteinander verbunden. Nur der Tod konnte ihre Partnerschaft lösen.

Kibb mußte zu ihrem Schutz zuerst die Verdächtigung der Ayindi, daß Moira mit den Feinden aus dem Parresum paktierte und deren Vasallin war, zulassen und eine gnadenlose Jagd verschulden. Einen anderen Ausweg hatte er zu diesem Zeitpunkt nicht gesehen. Danach war es erst einmal notwendig gewesen, daß Moira gegenüber ihren Artgenossen rehabilitiert wurde, bevor er sich ihr und der Welt zu erkennen geben konnte.

Dieser Zeitpunkt war jetzt eingetreten.

Kibb hatte seine Existenz bloßgelegt.

Er glaubte, daß Moira reif genug war, zu ihrer Symbiose zu stehen und ihn nun endlich, nach zwei Millionen Jahren gegenseitiger Abhängigkeit, als Partner anzuerkennen.

Das war Kibbs Geschichte. Die wenigen Lücken und Fragen, die blieben, ließen sich in einer Nachlese leicht füllen und beantworten. Kibb stellte sich dafür zur Verfügung.

Mit Moira war er inzwischen klargekommen. Es gab zwischen ihnen

keine Mißtöne.

Sie akzeptierte Kibb als Partner für die Ewigkeit.

## 9. Gegenwart: Freispruch

Die Testserie war nicht ganz abgeschlossen. Aber keiner dachte in dieser Situation daran, sie fortzusetzen.

Algaan hatte sich mit den anderen Koordinatorinnen zur Beratung zurückgezogen. Sie berieten bereits über vierundzwanzig Stunden.

Rhodan und Atlan hatten den Kopf nicht frei, um sich mit technischem Kleinkram herumzuschlagen. Ihre Gedanken drehten sich ausschließlich um Moira.

»Was sagt dein Extrasinn, Arkonide?« fragte Rhodan. »Wie werden die Ayindi über Moira urteilen?«

»Da bin ich nicht klüger als du«, meinte Atlan. »Aber wenn ich mir Moiras Schilderung dieser in Traditionen und Krieg erstarren, von Ritualen bestimmten Gesellschaftsordnung der Ayindi in Erinnerung rufe, dann sieht es nicht gut für sie aus. Moira entspricht einfach nicht mehr den Vorstellungen einer aufrechten Ayindi. Sie hat sich in den zwei Millionen Jahren zu sehr den Wesen des Parresums angepaßt. Wenn du willst, dann kannst du sie als zu *menschlich* bezeichnen. Und dann ist da noch Kibb. Könnte sie sich von ihm trennen, hätte sie vielleicht eine Chance, als verlorene Tochter aufgenommen zu werden. Aber so ...«

»Du meinst, die Ayindi werden sie verstoßen?« sinnierte Rhodan. »Ein so großer Schaden wäre das gar nicht. Es muß schrecklich sein, in diesem toten Universum in metallenen Bunkern zu leben. Aber wie sieht Moira es selbst? Ich meine, das Arresum ist ihre Heimat. Hier wurde sie geboren - auf welche Weise auch immer. Ist ihre Volkszugehörigkeit stärker als die vitale Lebenskraft des Parresums?«

»Wir werden es bald erfahren - oder auch nicht, falls Moira es verschweigen will«, sagte Atlan. »Immerhin ist Moira für die Ayindi als Kontakterson zu uns überaus wichtig. Vielleicht sogar lebenswichtig.

Die Ayindi brauchen uns. Darum ist auch Moira für sie unentbehrlich. Oder könntest du dir eine Zusammenarbeit mit Algaan vorstellen, Perry? Die Ayindi sind klug genug, um erkennen zu müssen, daß es so nicht geht. Mein Extrasinn tippt auf einen Kompromiß, der allen Seiten gerecht wird.«

»Und das dauert so lange?«

Rhodan konnte seine Nervosität nicht verheimlichen. Er bangte mit Moira um eine positive Lösung des Problems. Im Grunde ihres Herzens war sie stets eine Ayindi gewesen, sie konnte ihre Zugehörigkeit zum Arresum nicht verleugnen. Trotz Kibb.

Kämpfen oder getötet werden, das war ihr Leitmotiv gewesen. Und doch - man konnte ihr »menschliche« Züge nicht ganz absprechen. Im Vergleich zu einer Algaan sprühte sie förmlich vor Wärme und Charme. Auch wenn erstere aus dem Kühlschrank stammte und das andere die Glätte eines Reibeisens hatte. Aber immerhin.

»Mir ist jetzt einigermaßen klar, warum ich Moira immer mißtraute«, sagte Atlan in das nachdenkliche Schweigen. »Kibbs Einfluß war der Grund. Ihr Verhalten paßte oftmals nicht zu ihrem Persönlichkeitsbild. Das stempelte sie für mich zur hinterhältigen Lügnerin, ohne daß ich dieses Gefühl hätte begründen können. Jetzt ist mir dieses widersprüchliche Verhalten natürlich klar.«

»Und - kannst du ihr nun vertrauen?«

Atlan seufzte.

»Ehrlich gestanden, nein. Das hängt vermutlich von Kibb ab. Er ist und bleibt für mich der Unsicherheitsfaktor. Zudem: Sie bleibt ein Killer.« »Wenn nicht einmal du Moira vertrauen kannst«, fragte Rhodan düster, »wie kann man das dann von den Ayindi erwarten?«

»Immerhin ist Moira nicht ganz wertlos für ihr Volk.«

»Es täte mir leid um Moira«, sagte Rhodan. »Ich glaube, ich habe mich schon fast an sie gewöhnt. Es wäre schade, würden die Ayindi sie durch irgendwelche Auflagen brechen.«

»Doch nicht Moira!« sagte Atlan. »Ich bin sicher, daß sie uns in ihrer ursprünglichen Art erhalten bleibt.«

Die beiden Galaktiker sahen einander an, und dann mußten sie beide

unvermittelt lachen. Sie hatten bei all ihren Gedanken vergessen, von wem eigentlich die Rede war.

*Sie sprachen hier über Moira!* Zwei Meter und vierundsiebzig Zentimeter geballte Elementarkraft! Ein hünenhaftes Muskelpaket. Eine Kampfmaschine, die selbst einen Haluter das Fürchten lehren konnte. Eine Kriegerin, eine Mörderin. Söldnerin in unzähliger Herren Dienste. Kopfjägerin. Eine Sammlerin, die sich über zwei Millionen Jahre hinweg eine ansehnliche »Galerie der Erinnerungen« zugelegt hatte.

Das war die wahre Moira. Und sie sprachen von ihr wie von einer liebenswerten Freundin.

Und da stand sie. Das lebendig gewordene Abbild ihrer Beschreibung. »Sagte ich nicht, daß Moira nicht unterzukriegen ist!« rief Atlan bei ihrem Anblick.

Irgendwie bemerkte er trotz seiner Vorbehalte erleichtert, daß sie Kibb auf dem Kopf trug. Der Arkonide wunderte sich nachträglich, wie er je haben glauben können, daß es sich dabei um *Haare* handelte.

Moira wirkte sehr ernst, als sie die beiden Menschen ansah.

»Ich möchte gar nicht erfahren, was Thema eures Gespräches war«, sagte sie dann. »Ich möchte eine kurze Stellungnahme abgeben und dann nie wieder über das Vorgefallene sprechen. Zu Kibb nur folgendes: Wir sind ein untrennbares Team. Wie er schon sagte, zwischen uns gibt es keine Unstimmigkeiten mehr. Von nun an bin ich der Reiter und er das Roß.«

Moira machte eine Pause. Damit war für sie das Thema abgeschlossen. »Mein Volk ist nicht bereit, mich als vollwertige Ayindi in seine Reihen aufzunehmen. Diese Anerkennung wurde mir versagt. Ihr seht ein Wesen vor euch, das auf beiden Seiten des Universums leben kann, aber keine Zugehörigkeit zu einer der beiden Seiten hat. Das braucht euch aber nicht zu rühren! Ich habe es selbst so gewollt. Ich hätte mich von Kibb trennen und als Ayindi sterben können. Aber ich habe das Leben einer Ausgestoßenen vorgezogen. Es reicht, daß ich mich als Ayindi *fühle*. Die Meinung von Bohnenstangen und Greisinnen ist für mich nicht maßgeblich. Als Ayindi habe ich mir eine Aufgabe gestellt: Ich möchte die Abruse vernichten und meinen Beitrag

dazu leisten, daß das Arresum zu einem lebenswerten Ort wird. Wollt ihr mir dabei beistehen?«

»Als deine Orbiter oder als deine Ritter?« fragte Rhodan.

Moira drohte warnend mit dem Finger und sagte:

»Treib's nicht zu weit, Perry. Du weißt, daß mir in meiner Galerie noch der Kopf eines Ritters der Tiefe fehlt.« Sie wurde wieder ernst und wirbelte zu Atlan herum. »Und wie steht es mit dir, Arkonide?«

»Solange du deinen Tatendrang für die richtige Sache einsetzt, bin ich auf deiner Seite«, sagte Atlan diplomatisch. »Wie steht's mit den drei Rochenschiffen?«

Moira machte eine so heftige abwertende Handbewegung, daß den beiden Galaktikern ein scharfer Wind um die Ohren wehte.

»Die Tests sind abgeschlossen, Algaan wollte euch nur hinhalten«, sagte Moira. »Ich habe erreicht, daß ihr die bestmögliche Ausrüstung bekommt. Aber es wird eine Weile dauern, bis die Raumschiffe damit ausgestattet sind und an euch übergeben werden können. Ich bringe euch in Kürze zurück zur BASIS. Es heißt, daß sich im Sektor Noman etwas zusammenbrauen könnte.«

»Dann nichts wie zurück«, sagte Rhodan besorgt.

## ENDE

*Ohne es so richtig zu wollen, werden die Terraner in den Konflikt zwischen Ayindi und Abruse verwickelt. Sie scheinen aber auch gar keine andere Wahl zu haben, als Partei zu ergreifen. Das zeigt sich, als die Abruse eine Entscheidungsschlacht anstrebt.*

*Robert Feldhoff schildert dies in seinem PERRY RHODAN-Roman, der nächste Woche unter folgendem Titel erscheint:*

**ATTACKE DER ABRUSE**

**Perry Rhodan - Computer**

## Symbiose

Der Begriff »Biologie« kommt aus dem Griechischen und bedeutet die »Lehre von den Lebewesen und Lebensvorgängen bei Pflanze, Tier und Mensch«. Der Begriff »Symbiose« stammt aus der gleichen Sprache und gehört zum Bereich »Biologie«. Er beschreibt das »Zusammenleben zweier Lebewesen verschiedener Art, das für beide Teile von Vorteil ist«. Dabei stehen »sym« für »zusammen« und »bios« für »Leben«. Die terranische Natur kennt die unterschiedlichsten Formen der Symbiose aus dem Pflanzen- und Tierreich, ebenso gemischt zwischen beiden Lebensformen. Neben der Symbiose haben in der Biologie noch zwei andere Formen des gemischten Zusammenlebens Bedeutung. Die eine heißt »Synökie« und betrifft das Zusammenleben zweier Lebewesen verschiedener Art, wobei das eine einen Vorteil hat, das andere aber weder einen Vorteil noch einen Nachteil. Bekannter ist der Parasitismus, wobei sich die eine Lebensform zum Schaden des Wirtskörpers an oder in diesem aufhält.

Das bekannteste Beispiel der Symbiose ist wohl das Zusammenleben von Einsiedlerkrebs und Seerose oder Seeanemone in oder auch auf dem leere Gehäuse einer Wasserschnecke. Auf Symbiosen zwischen Tieren und Pflanzen kommen wir noch zu sprechen. Hier soll zunächst erwähnt werden, daß Seerose oder Seeanemone keine Pflanzen, sondern Tiere sind - auch wenn der Name das Gegenteil vermuten lässt. Andere bekannte Formen der Symbiose sind beispielsweise die Madenhacker (afrikanische Vögel), die auf den Zebus lästige Schmarotzer entfernen und sich von diesen ernähren, oder die Putzerfische, die bei ihren größeren und freßgierigen Artgenossen sogar im offenen Maul geduldet werden, um dort Parasiten zu entfernen. Ein sehr schönes Beispiel für eine Symbiose unter Insekten ist die Verbindung zwischen Ameisen und Blattläusen. Die Blattläuse liefern den Ameisen Nahrung (Honigtau), bringen sie zur Überwinterung in ihre Nester und schützen sie im Sommer vor angreifenden Marienkäfern. Symbiose liegt auch in den Fällen vor, wo im Darm von Mensch oder Tier Bakterien leben, die schwerverdauliche Nahrung »aufschließen« und somit erst verwertbar machen. Bevor wir auf die höchst merkwürdige Symbiose zwischen Moira und Kibb zu sprechen kommen, sei noch an eine andere Symbiose erinnert,

die erstmals im Jahr 2435 alter Zeitrechnung den galaktischen Völkern Kopfzerbrechen bereitete. Damals tauchten die Zweitkonditionierten mit ihren Dolans auf, die in ihrer künstlichen Abstammung mit den Ulebs, den Bestien und den Halutern verwandt waren. Der auffälligste Unterschied zwischen einem Zweitkonditionierten und einem Haluter war nicht dessen größerer Körperbau, sondern das Vorhandensein eines »Symboflex-Partners«, einen milchig-weißen Symbionten, der als wurstförmiges Gebilde den Nacken des Zweitkonditionierten umschloß. Seine Nervenfasern standen (ähnlich wie bei Moira-Kibb) mit den beiden Gehirnen des Trägers in Verbindung. Um eine reine Symbiose handelte es sich hier jedoch nicht. Zwar konnte der Zweitkonditionierte mit Hilfe seines Partners zehn Sekunden in die Zukunft sehen, der sorgte aber auch durch eine geistige Kontrolle dafür, daß sein Träger den Befehlen der Ersten Schwingungsmacht nicht untreu werden konnte. Eine gewisse Parallele zu Moira-Kibb läßt sich hier jedoch erkennen, denn in den rund zwei Millionen Jahren dieser Symbiose hat Kibb seinem Trägerkörper viele Informationen vorenthalten oder gelöscht. Und in einigen Fällen sogar die volle Kontrolle über Moira übernommen.

Nun sind die ungeklärten Fakten dieser Symbiose praktisch alle angesprochen worden. Kibb hat oft über Moira zu Perry Rhodan und Atlan gesprochen. Wie nützlich diese Symbiose ist, wird allen schnell klar, auch wenn es in der Vergangenheit diverse Manipulationen gegeben haben muß, die eher den Bereichen »Synökie« oder »Parasitismus« zuzuordnen wären. Kibbs Beweggründe können akzeptiert werden, auch wenn sie anfangs nur dem eigenen Selbsterhaltungstrieb entsprungen sind. Sein unfreiwilliges Geschenk einer »Quasi-Unsterblichkeit« wiegt vieles auf. Und an Moiras Leistungen gibt es nichts zu schmälen, denn eines wurde deutlich: Kibb hat sich nie eingemischt, wenn Moira kämpfen wollte. In all den Schlachten, die sie in zwei Millionen Jahren geschlagen und bei denen sie ihre Trophäen gesammelt hat, hat er sich stets im Hintergrund gehalten und ihre Erfolge auf seine Art genossen. In dieser Disziplin ist Moira eine Meisterin, da bedarf sie keiner Hilfestellung.